



Kirchenkonkurrenz in Marburg: Idee und Planung einer katholischen Elisabethkirche:
Bauentwürfe und Aktenstücke aus wilhelminischer Zeit

Author(s): Marcus Kiefer

Source: *Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft*, 33. Bd. (2006), pp. 253-299

Published by: Verlag des Kunstgeschichtlichen Seminars der Philipps-Universität Marburg

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/40026518>

Accessed: 24-07-2019 10:34 UTC

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



JSTOR

Verlag des Kunstgeschichtlichen Seminars der Philipps-Universität Marburg is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft*

KIRCHENKONKURRENZ IN MARBURG: IDEE UND PLANUNG EINER KATHOLISCHEN ELISABETHKIRCHE

Bauentwürfe und Aktenstücke aus wilhelminischer Zeit

Marcus Kiefer

Das Thema: Eine Elisabethkirche, die nie gebaut wurde

Im Jahre 1207 wurde dem ungarischen König Andreas II. in Sárospatak sein zweites Kind geboren, Elisabeth von Ungarn. Diesem Kind war kein langes Leben beschieden, aber ein Leben, das der Nachwelt viel bedeuten sollte. Seit 1221 mit dem thüringischen Landgrafen Ludwig IV. verheiratet, hat Elisabeth in radikalster Weise nach den Grundsätzen christlicher Barmherzigkeit und demütiger Nächstenliebe gelebt, vor allem während ihrer Witwenjahre in Marburg, wo sie unter dem Einfluß der religiösen Armutsbewegung ihre Kräfte in der Armen- und Krankenpflege verausgabte – so sehr, daß sie im Alter von nur 24 Jahren starb. Ihre Heiligsprechung durch Papst Gregor IX. erfolgte – nach verhältnismäßig kurzer Zeit – am Pfingstsonntag des Jahres 1235. Die 800-Jahr-Feier ihrer Geburt (2007) gibt den Anlaß, ein Kapitel der Elisabethverehrung in Marburg zu erkunden, das mit dem Elisabeth-Jubiläum des Jahres 1907 verknüpft ist: Im zeitlichen Vorfeld der 700-Jahr-Feier reifte der Plan, im Norden Marburgs für die katholische Minderheit eine monumentale Pfarrkirche zu Ehren Elisabeths zu errichten. Im Jubiläumsjahr 1907 wurde zu diesem Zweck eine überregionale Architektenkonkurrenz veranstaltet, über deren Ablauf und Ergebnisse hier zu berichten ist. Mehr als eine zusammenfassende Skizze des Wettbewerbs kann in einem relativ knappen Text nicht versucht werden. Besonderes Interesse verdienen die beiden Wettbewerbsprojekte, die der immens erfolgreiche Kirchenarchitekt und spätere Mainzer Dombaumeister Ludwig Becker für Marburg entwickelt hat. Doch auch in dieser Hinsicht gilt: Der begrenzte Rahmen der vorliegenden Überle-

gungen schließt eine genaue formale Würdigung der Wettbewerbsarbeiten und ihre umfassende Einordnung in die Architekturepoche des Späthistorismus aus, so lohnend dies auch wäre. Ich sehe die Aufgabe vor allem darin, die Entwürfe der Wettbewerbsteilnehmer und das zugehörige vergleichende Gutachten bekanntzumachen und einige Gesichtspunkte anzuführen, die dem Verständnis des Bauvorhabens in seiner Gesamtheit dienlich sein können.

Das Baugrundstück, das die finanzschwache Diaspora-Gemeinde im Nordviertel Marburgs erworben hatte (Biegenstraße 18), konfrontierte die Initiatoren von vornherein mit der Frage, was man dem bedeutendsten Baudenkmal der Stadt, der hochmittelalterlichen Elisabethkirche, baulich entgegensetzen habe, denn erstaunlicherweise sollte die neue Elisabethkirche in Sichtweite der bereits existierenden Elisabethkirche errichtet werden. Es ist unverkennbar, daß dem geplanten Neubau die Funktion eines Komplements zugeacht war: In ergänzender und konkurrierender Nachbarschaft sollte die neue Pfarrkirche St. Elisabeth neben das 1283 geweihte Gotteshaus treten, das als Konventskirche des Deutschen Ritterordens und als Grabeskirche der heiligen Elisabeth erbaut worden war, das seit geraumer Zeit allein für evangelisch-lutherischen Gottesdienst genutzt werden durfte und über die Grenzen der unterschiedlichen Konfessionskulturen hinweg als Kunstdenkmal ersten Ranges anerkannt war. Wie die Wahl des Baugeländes zu erkennen gibt, suchte die katholische Pfarrgemeinde – im übertragenen und im wörtlichen Sinn – die „Nähe“ der heiligen Landgräfin.

Angesichts knapper Geldmittel ist die Planung der neuen Elisabethkirche bald und wiederholt ins Stocken geraten. Das Grundstück, auf dem



1 Marburg, Pfarrkirche St. Peter und Paul, Ansicht von Südwesten

sie als weithin sichtbares Monument katholischer Elisabethverehrung entstehen sollte, ist erst nach den Katastrophen der ersten Jahrhunderthälfte, in den Jahren 1957 bis 1959, mit einem Gotteshaus bebaut worden (Abb. 1). Das Elisabethjahr 1907 lag also ein halbes Jahrhundert zurück, als der alte Plan, eine katholische Pfarrkirche im Lahntal Marburgs zu errichten, zu guter Letzt verwirklicht werden konnte. Gewiß, die Bauverantwortlichen konnten nach 1945 nicht mehr dort ansetzen, wo die Planungen vor 1914 zum Still-

stand gekommen waren. Durch die gewaltigen Umbrüche auf der Ebene der politischen Ideologien und Institutionen einerseits und durch die allgemeine Beschleunigung der geschichtlichen Abläufe andererseits waren die Kirchenentwürfe aus der Kaiserzeit obsolet geworden. Die Realisierung der Kirche in den Wirtschaftswunderjahren erfolgte – wie nicht anders zu erwarten – im Stildiom der Nachkriegsmoderne und in vergleichsweise bescheidenen Dimensionen, und außerdem: Der Kirchentitel sollte jetzt nicht mehr St. Elisa-

beth lauten, sondern St. Peter und Paul (in Erinnerung an die ehemalige Barfüßerkirche).¹ Dennoch, ein Nachklang des ursprünglich geplanten Patroziniums ist in der Baugeschichte von St. Peter und Paul durchaus zu vernehmen: Den symbolischen ersten Spatenstich setzte der Erzbischof von Köln, Kardinal Josef Frings,² am 8. September 1957 im Rahmen der 750-Jahr-Feier der Geburt der heiligen Elisabeth – ein Datum, das die Vatikanzeitung *„L'Osservatore Romano“* noch in ihrer Berichterstattung über die 1959 erfolgte Weihe der Pfarrkirche ausdrücklich hervorhob.³ In einer zweiten Hinsicht ist dieser Gottesdienstort mit der Erinnerung an Elisabeth von Thüringen verknüpft: Die Krypta unter dem erhöhten Chor der Pfarrkirche ist unverkennbar als Verehrungsstätte der heiligen Elisabeth gedacht und gestaltet.⁴ Die Fensterreihe der Altarwand zeigt in ihrer Mitte eine Darstellung der heiligen Elisabeth nach einem Entwurf von Rudolf Walter Haegeler (Aalen). Im Umfeld des Elisabethfensters sind die biblisch eingeforderten Werke der Barmherzigkeit verbildlicht (vgl. Mt 25,31–46). Das Bildprogramm nimmt auf die Altarreliquien Bezug, denn der Altar der Unterkirche ist ein Elisabethaltar. In das Sepulcrum des Altares wurden bei der Weihe Körper- bzw. Berührungsreliquien der heiligen Elisabeth eingeschlossen: (1) eine Knochenpartikel, die aus dem Besitz der Wiener Erzkathedrale St. Stephan nach Marburg gelangt ist, und (2) ein Textilfragment aus der berühmten Tunika, die in der Pfarrkirche St. Martin in Oberwalluf (Rheingau) aufbewahrt und traditionell als Bußkleid der heiligen Elisabeth verehrt wird.⁵ Auf eine kurze Formel gebracht: Aus dem ursprünglich vorgesehenen Kirchenpatrozinium ist ein Altarpatrozinium geworden.

Wäre die geplante katholische Elisabeth-Pfarrkirche in spätwilhelminischer Zeit errichtet worden, hätte Marburg zum ersten Mal ein Gotteshaus mit einem Elisabeth-Patrozinium erhalten, denn Elisabeths Grabeskirche ist zwar unter ihrem Namen bekannt geworden, aber geweiht wurde sie der Gottesmutter Maria, der Hauptpatronin des Deutschen Ordens.⁶ Die katholische Gemeindekirche St. Elisabeth, die nach der Jahrhundertwende zwischen Oberstadt und Lahn errichtet werden sollte, präsentiert sich in den Entwürfen

als recht imposante Architektur (Abb. 3–15). Als Pendant der gotischen Elisabethkirche hätte sich der Neubau nicht zuletzt den Zugreisenden dargestellt, die auf der vielbefahrenen Eisenbahnstrecke zwischen Kassel und Frankfurt unterwegs waren. Aber wie bereits gesagt, die Kirche hat in der ursprünglich geplanten Form, trotz entschiedener Bemühung, keine Verwirklichung gefunden. Wahrscheinlich ist das Projekt deshalb noch nicht untersucht worden. An Quellen besteht jedenfalls kein Mangel. In Wort und Bild sind die Planungen überliefert. Die vorliegende Quellenstudie rekonstruiert die Geschichte dieses gescheiterten Bauvorhabens, ohne daß eine katalogartige Aufzählung aller Einzeldokumente in chronologischer Abfolge beabsichtigt wäre. Vielmehr soll versucht werden, das der Vergessenheit entrissene Kirchenbauprojekt auf wesentliche Gesichtspunkte hin zu befragen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen (1) der zeit- und kirchengeschichtliche Rahmen des beginnenden 20. Jahrhunderts, (2) das Zusammenspiel der beteiligten Individuen und Institutionen sowie (3) der gewählte Architekturstil, der mit einer konkreten Stilaussage verbunden war.

Die bislang unveröffentlichten Archivmaterialien, die den folgenden Ausführungen zugrunde liegen, werden in Marburg und Fulda verwahrt. Der wichtigste bildliche Quellenkomplex sind die Wettbewerbsentwürfe aus dem Jahr 1907, die im Pfarrarchiv der Marburger Gemeinde St. Peter und Paul aufgefunden werden konnten.⁷ Den wichtigsten schriftlichen Quellenkomplex stellen die Briefe dar, die zwischen dem Marburger Stadtpfarrer Dr. Konrad Weber und dem bischöflichen Stuhl in Fulda hin und her gingen und heute ein Aktenfaszikel im Diözesanarchiv füllen.⁸

Am Voranschreiten der Planungen im Jahrzehnt vor 1914 hatte Pfarrer Weber einen erheblichen Anteil. Auf sein Drängen und Betreiben ging auch der Architektenwettbewerb des Jahres 1907 zurück. Eine ausführliche Würdigung seiner Biographie – seiner wechselvollen Wanderjahre und seiner pastoralen Arbeit in Marburg – muß im engen Rahmen dieses Beitrages unterbleiben. Nur soviel: Geboren wurde Konrad Weber im Jahre 1849 in Sargenzell, einem Dorf nicht weit von Hünfeld im Landkreis Fulda.⁹ Kindheit und Jugend verbrachte er dort; es war, von den

politischen und kulturellen Zentren aus gesehen, tiefste Provinz. Sein Studium, das er in Fulda aufnahm, hat ihn schließlich an das Collegium Germanicum in Rom geführt (Aufenthaltszeit im Kolleg: 1869–1875).¹⁰ Als Germaniker gehörte der Priesteramtskandidat Konrad Weber zu einer jesuitisch geprägten kirchlichen Elite, die an der Päpstlichen Universität Gregoriana ein weiterführendes Studium der Fächer Theologie und Philosophie absolvieren durfte. Stationen seiner Ausbildungszeit in der kirchlichen Seelsorge waren Fürstenfeldbruck und Reichenhall in Oberbayern. Später, als Neupriester, wurde ihm eine Kaplanstelle in Buttlar (Wartburgkreis, Diözese Fulda) zugewiesen. Seit dem 1. Juni 1882 übte er die Funktionen eines katholischen Pfarrers in der Diasporastadt Marburg aus. Zwei Generationen lang, von 1882 bis 1929, stand der willensstarke und taktisch versierte Weber der Marburger Gemeinde vor. Zugleich war er Dechant des oberhessischen Dekanates Amöneburg.¹¹ In der Mitte seines siebten Lebensjahrzehnts (1924) wurde Weber Ehrendomkapitular in Fulda, eine Ehre, die nur selten gewährt wurde.¹² Er starb 1934.

Die staunenswerte Beharrlichkeit, mit der Pfarrer Weber die Planung und Finanzierung der neuen Marburger Elisabethkirche nach der Jahrhundertwende vorantrieb, ging weit über das Maß hinaus, das die Amtspflicht erfordert hätte. Bemerkenswert ist, daß nach 1900 im katholischen Raum wiederholt postuliert wurde, die Mitverantwortung des Pfarrklerus für Neubau und Neugestaltung von Kirchengebäuden müsse gestärkt werden. Eine kunst- und kultureuphorische Programmatik, die in jenen Jahren publiziert wurde, machte geltend, bei Kirchenneubauten solle der lokale Klerus „nicht bloss dem momentanen engeren gottesdienstlichen Bedürfnis“ Rechnung tragen, sondern auch „das Ansehen und die Aufgaben der Kirche als Kulturträgerin“ beachten und deshalb „neue Kirchen tunlichst zu Monumenten des religiösen und allgemeinen Hochstandes, des Kunstsinnes und Opfermutes unserer Zeit“ gestalten lassen.¹³ Die deutschen Katholiken, nach der Säkularisation kulturell geschwächt, nach 1871 im Deutschen Reich zur Minderheit im eigenen Land geworden, wollten wieder als Kulturmacht wahrgenommen werden. Eine solche

Grundorientierung läßt Pfarrer Weber mit seinem Einsatz für eine neue Elisabethkirche durchaus erkennen. Hier liegt eine der Kraftquellen, die das Projekt über Jahre genährt haben. Die psychische Motivierung der Planung dürfte aber auch und maßgeblich darin zu erkennen sein, daß Konrad Weber und die Marburger Katholiken noch im 20. Jahrhundert an der Erblast ihrer Gemeindegeschichte schwer trugen. Nicht überwunden war die Erfahrung, daß die Protestanten bis weit ins 19. Jahrhundert hinein versucht hatten, ihre alten Monopol- oder zumindest Dominanzansprüche gegenüber den Anhängern der Minderheitenkonfession zu wahren. Damit die Planungsgeschichte der katholischen Elisabethkirche ihre historische Tiefendimension erhält, ist im folgenden vor allem der konfessionell fundierte Symbolkampf um die Nutzung der ehemaligen Deutschordenskirche zu berücksichtigen. Dabei richtet sich der Blick in erster Linie auf das 19. Jahrhundert, das jüngst – ob zu Recht oder zu Unrecht, sei dahingestellt – als „ein zweites konfessionelles Zeitalter“ bezeichnet worden ist.¹⁴ Sucht man aber die Anfänge des Streits um die Elisabethkirche, so wird man weit in die Geschichte des ersten konfessionellen Zeitalters zurückgeführt, ins 16./17. Jahrhundert. Die Geschichte der Marburger Katholiken – und im besonderen ihr Verhältnis zur Grabeskirche der heiligen Elisabeth – ist durch etliche Kristallisationspunkte gekennzeichnet, die als solche zwar bekannt sind, aber bislang noch nicht im Zusammenhang betrachtet wurden.

Im Vorfeld: Katholiken und Lutheraner im Streit um die liturgische Nutzung der Marburger Elisabethkirche

Durch das aufsehenerregende Wirken der heiligen Elisabeth in Marburg, durch ihren frühen Tod und ihre rasche Heiligsprechung im Jahre 1235, durch die Deutschordensniederlassung außerhalb der Stadtmauern und das spektakuläre Gotteshaus, das als Ordenskirche über dem Elisabethgrab errichtet wurde, entwickelte sich Marburg im hohen Mittelalter zum offiziell sanktionierten Kultzentrum einer weit über Hessen hinaus verehrten heiligen Landgräfin. Man sollte aber keinen Illu-

sionen anhängen: Obwohl die heilige Elisabeth im 14. und 15. Jahrhundert eine der beliebtesten weiblichen Heiligengestalten in Mitteleuropa war, konnte die Wallfahrt zu ihrem Grab, die schon vor Abschluß des Kanonisationsverfahrens eingesetzt und um die Mitte des 13. Jahrhunderts einen Gipfel erreicht hatte,¹⁵ im späteren Mittelalter keine Höhepunkte mehr verzeichnen.¹⁶ Im Jahre 1526 setzte die Einführung der Reformation der Reliquienverehrung ein Ende, so daß die Lahnstadt ihre Identität als Gnaden- und Pilgerort verlor. Freilich ist das eine Feststellung ohne besonderen charakterisierenden Wert; denn von welcher lutherischen Stadt ließe sich nicht Gleiches sagen? Ein spezifisches Moment der Marburger Verhältnisse ist jedoch darin zu erblicken, daß die Kultstätte in der Deutschordenskirche zunächst weiterbestand, denn die Reformation mit ihren konfessionalisierenden Zwangsmaßnahmen hatte vor dem reichsunmittelbaren Territorium des Deutschen Ordens erst einmal haltgemacht. Auf längere Sicht indes konnten die Ordensritter den Elisabethkult, den das Luthertum als Form katholischer Idolatrie betrachten mußte, nicht aufrechterhalten. Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen und einer der führenden Köpfe der Reformation, ließ die Gebeine der berühmten Caritas-Heiligen am 18. Mai 1539 mit Gewalt und aus Prinzip aus der Elisabethkirche entfernen; allerdings mußte er sie 1548, auf dem Tiefpunkt seiner Macht, den Brüdern des Deutschen Ordens zurückgeben.¹⁷ Die künftige Zerstreuung der Kultobjekte wurde dadurch nicht verhindert, denn die katholisch gebliebenen Ordensleute haben es nicht vermocht, eine gefühlsorientierte Frömmigkeit im Umgang mit den Reliquien aufs neue in Marburg zu etablieren. Es sieht so aus, als hätten die Deutschherren die europaweite Distribution der Elisabeth-Reliquien am Ende selbst vorangetrieben, vielleicht um sie auf Dauer unter gläubigen Verehrern der Heiligen zu wissen.¹⁸

Daß Elisabeth von Thüringen seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts für die Religiosität und die historische Selbstbetrachtung der Marburger weiterhin eine wichtige Rolle gespielt hätte, ist nicht zu erkennen. Erst im 19. Jahrhundert, angefacht durch die fortschreitende historische Quellenforschung zu Elisabeths Leben und Ha-

giographie,¹⁹ ließen sich auch die Bürger Marburgs von der ungewöhnlichen Strahlkraft der Heiligen wieder berühren.²⁰ Vielleicht wäre es richtiger zu sagen: Eine halb ländliche, eher unbedeutende oberhessische Universitätsstadt, die im Jahre 1866 durch den Großstaat Preußen übernommen worden war, hat in der menschlichen Größe und anrührenden Hoheit der heiligen Elisabeth ein Mittel der Selbstdarstellung gesehen und ergriffen. Die Folge war, daß die ehemalige Landgrafenstadt mit dem Aufschwung der wirtschaftlichen Verhältnisse nach der Gründung des Deutschen Reiches noch einmal – wenngleich unter neuen Vorzeichen – als „Stadt der heiligen Elisabeth“²¹ zu einer historisch-kulturellen Selbstfundierung fand, die nicht nur die kanonisierte Reformationsvergangenheit,²² sondern auch das vorkonfessionelle Mittelalter einschloß.²³ Die geplante katholische Elisabethkirche war Teilphänomen und Kontrapunkt dieser kommunal betriebenen, identitätsstärkenden Elisabeth-Memoria.

Doch welche Rolle spielte die gotische Elisabethkirche in diesen historischen Zusammenhängen? Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts durften in der Kirche des Deutschen Ordens auf Geheiß des Landgrafen nur noch evangelische Geistliche vor den Augen der Öffentlichkeit Kulthandlungen vollziehen. In den folgenden Jahren entwickelte sich – zunächst kaum merklich – eine funktionale Zweiteilung der Ordenskirche. Durch die wachsende Zahl öffentlicher Gottesdienste und pfarramtlicher liturgischer Verrichtungen wurde der Liturgieraum der Deutschordensherren schrittweise eingeschränkt. Im Jahre 1584 ist das dreischiffige Hallenlanghaus der Elisabethkirche endgültig zur lutherischen Gemeindekirche geworden.²⁴ Für den Dreikonchenchor aber, der das Elisabethmausoleum und die Grablege der hessischen Landgrafen umfaßte, erhielt der Deutsche Orden, der inzwischen mit lutherischen Rittern versehen worden war, das alleinige Nutzungsrecht. Die politisch verfügte Trennung von Langhaushalle und Ostbau im Rahmen einer einheitlich protestantischen Kirchennutzung wurde von Deutschordensseite jahrzehntelang nicht in Frage gestellt. Unverständlich ist dies keineswegs, wenn man bedenkt, daß der Ordensverband und seine Mergentheimer Führung über keine Herrschafts-

rechte verfügten, die es ihnen gestattet hätten, sich wirksam gegen die territorialfürstliche Kirchenpolitik zu stellen.²⁵ Rekatholisierungsversuche sind in der protestantischen Deutschordensballei Marburg erst unter dem gegenreformatorisch orientierten Hoch- und Deutschmeister Johann Kaspar von Stadion (1627–1641) unternommen worden.²⁶ Teilweise waren diese Versuche sogar erfolgreich; so wurde zum Beispiel die Aufnahme katholischer Ritternovizen in die hessische Ballei eine Zeitlang wieder als rechtmäßig anerkannt. Das seit 1627 regierende Ordenshaupt hat sich desgleichen darum bemüht, die Wiedereinführung katholischer Kultakte an der Begräbnisstätte der heiligen Elisabeth durchzusetzen. Dieses Vorhaben, das der Kaiser in Wien energisch unterstützte, scheiterte jedoch am Widerstand Landgraf Georgs II. von Hessen-Darmstadt (hessen-darmstädtisch war Marburg von 1624 bis 1648).

Erst Jahrzehnte später wurde erneut ein Versuch unternommen, die Landkommende in Marburg als Keimzelle der Rekatholisierung zu nutzen. Der historische Hintergrund ist rasch skizziert: 1681 trat ein Vertrag in Kraft, den der junge Landgraf Karl von Hessen-Kassel und der betagte Ordenshochmeister Johann Kaspar von Ampringen geschlossen hatten, um angestaute Differenzen zu beseitigen.²⁷ Das Ergebnis der langwierigen Verhandlungen war, daß die hessische Ordensprovinz im Sinne konfessionell gemischter Verhältnisse (Trikonfessionalität) reorganisiert werden sollte, ohne daß es in der Ordenstradition dafür ein Beispiel gegeben hätte. Die Vereinbarung sah aber nicht nur die Etablierung einer gemischtkonfessionellen Personalstruktur vor, sondern auch die Zulassung katholischer Ordenspersonen zur höchsten Balleiwürde. Mit anderen Worten: Auch Aristokraten katholischer Konfession bekleideten von nun an turnusmäßig das vornehme Amt des Marburger Deutschordenskomturs.²⁸

Der erste katholische Landkomtur der Ballei Marburg war Damian Hugo von Schönborn, der sein Amt 1701 antrat.²⁹ Obwohl von da an turnusgemäß auch katholische Balleiobere in der Lahnstadt saßen, wurde den katholischen Ordensrittern einzig und allein die Privatzelebration in der Kapelle des Deutschen Hauses erlaubt; nach wie vor untersagt war ihnen die Feier des öffentlichen

Gottesdienstes.³⁰ Das Verbot bezog sich nicht nur auf das Langhaus der Elisabethkirche, das von einer Filialgemeinde der lutherischen Stadtpfarrei St. Marien genutzt wurde, sondern auch auf die Dreikonchenanlage, die ausschließlich den Ordensmitgliedern zur Verfügung stand. Aber selbst die Privateucharistie des katholischen Komturs im Deutschordenshaus – vor den Mauern der Stadt – stieß bei der hessischen Regierung auf Bedenken und Einwände. Da sich die römische Kirche seit den Tagen der Reformation verstärkt aus ihren sakramentalen Kultfunktionen verstand und begründete (und damit beim Kirchenvolk beachtliche Erfolge erzielte),³¹ war die Ausübung katholischer Kulthandlungen in den Augen des protestantischen Landesfürsten ein Kardinalproblem der trikonfessionellen Ballei. Schon Damian Hugo von Schönborn, der sich – teils verdeckt, teils offen – um eine Rekatholisierung Marburgs bemühte, hat dem Landgrafen den Vorschlag unterbreitet, man könne allen drei Religionen, die seit 1648 im Römisch-Deutschen Reich zugelassen waren, das Recht zum Gottesdienst in der Elisabethkirche einräumen; auch eine Wiederbelebung des Elisabethkults lag in Schönborns Absicht.³² Indes, die Versuche des katholischen Komturs, die Meßliturgie nach römischem Ritus und die Elisabethverehrung in Marburg erneut zu etablieren, scheiterten. So blieb alles beim Alten: Trotz der Konfessionspluralität fand in der hessischen Ballei außerhalb des Deutschen Hauses kein Gottesdienst der katholischen Minderheitskirche statt.

Ein Stück weit änderte sich die Situation erst unter Landgraf Wilhelm IX., der im Jahre 1787 dem katholischen Bevölkerungsteil der Stadt Marburg erlaubte, an Sonn- und Feiertagen im oberen Festsaal des Rathauses Privatgottesdienste, das heißt gemeinschaftliche Gottesdienste ohne Zeichen der Öffentlichkeit („*exercitium religionis privatum*“), abzuhalten; das Recht der öffentlichen Religionsübung („*exercitium religionis publicum*“) blieb den Katholiken auch jetzt noch verwehrt.³³ Gleichwohl ging von der Entscheidung des Landesfürsten eine Botschaft aus, die für den Diasporakatholizismus in der Landgrafschaft Hessen-Kassel vielversprechend war: die Botschaft des Ausbrechens aus konfessionalistischer Enge. Nach dem Reformschritt von 1787

haben die Vertreter der katholischen Seite abermals die Möglichkeit erwogen, in mehr oder minder absehbarer Zukunft auch die Grabeskirche der heiligen Elisabeth für liturgische Zwecke zu nutzen, aber in einem formalrechtlichen Sinne ist das alleinige Gebrauchsrecht der Lutheraner in der späten landgräflichen Zeit nicht angezweifelt worden.³⁴

Geraume Zeit später entstand eine neue Rechtslage: Am 24. April 1809 löste Napoleon I. den Deutschen Orden in den Rheinbundstaaten auf. Der Marburger Besitzkomplex des Ordens ging zusammen mit der Elisabethkirche in staatliches Eigentum über und unterstand somit der westphälischen Krone unter Jérôme Bonaparte. Das Schicksal der Ordenskirche war zunächst ungewiß. Beide Konfessionen – die Marburger Protestanten, die alle großen Kirchen der Stadt und die Langhaushalle der Elisabethkirche nutzten, und die Diasporakatholiken mit ihrem Pfarrer Dr. Johann Caspar Müller, die kein öffentliches Gotteshaus besaßen – bemühten sich bei König Jérôme um den freigewordenen Chorraum der Elisabethkirche.³⁵ Dabei wurde katholischerseits als Argument angeführt, daß im Frömmigkeitsleben der lutherischen Gemeinde das Gedächtnis der heiligen Elisabeth kaum eine Rolle spiele.³⁶

Zusammenfassend läßt sich festhalten: Die katholische Gemeinde Marburgs war noch jung, als sie im Zuge der napoleonischen Umwidmung vormals geistlicher Vermögenswerte Anspruch auf die säkularisierte Deutschordenskirche erhob.

Die Rückgewinnung der gesamten Elisabethkirche für den katholischen Glauben scheiterte. Auf der Basis einer bekenntnisneutralen Kirchenpolitik ordnete König Jérôme in einer *Décision* vom 30. November 1810 ein Simultaneum an, und zwar im Sinne einer strikten Teilung (also nicht nach dem Vorbild des Wetzlarer Domes): Den bedeutenderen und schöneren Teil der Elisabethkirche, den Dreikonchenchor und die zugehörigen Nebenräumlichkeiten, erhielten die Katholiken, das Kirchenschiff westlich des Lettners behielten die Evangelischen.³⁷ Die Tür im Lettner wurde verschlossen, der Schlüssel zerstört.³⁸ Am Pfingstsonntag des Jahres 1811 feierten die beiden Konfessionsgruppen die ersten Gottesdienste nach Errichtung des lutherisch-katholischen Simulta-

neums. Wie aus dem Schweigen der Quellen mit einiger Wahrscheinlichkeit geschlossen werden kann, verursachte die räumliche Kirchenteilung zunächst keine schwerwiegenden Mißstimmungen. Mehr als ein Jahr verging, bis die Kehrseite des politisch diktierten Simultangebrauchs zutage trat. Der Zank der Kirchengemeinden begann unter dem Amtsnachfolger von Pfarrer Müller.

Der Schwalenberger Pfarrer Leander van Eß (1772–1847), der aus dem Fürstbistum Paderborn stammte und im Juni 1812 unter König Jérôme, als das Ende des Königreichs Westphalen kurz bevorstand, zum „Professeur en Théologie Catholique à l’Université de Marbourg et Curé de l’Eglise Catholique de la dite ville“ ernannt wurde,³⁹ galt als aufgeklärter und liberaler, weltoffener und gebildeter katholischer Theologe, der – das war entscheidend – nicht ersichtlich antiprotestantisch eingestellt war; van Eß hatte bereits einen wissenschaftlichen Namen als Bibelübersetzer und Altphilologe. Von ihm konnte der Hof in Kassel erwarten, daß er nicht nur der Lehre des Theologieprofessors, sondern auch den Pfarraufgaben an der Elisabethkirche, vor allem der Schwierigkeit des Simultangebrauchs, gewachsen war. Doch die Zukunft des Simultaneums sollte schon bald ungewiß werden: Nachdem das Königreich Westphalen aufgehoben und Kurfürst Wilhelm I. im November 1813 nach Kassel zurückgekehrt war, hatten alle Amtshandlungen der französischen Fremdherrschaft ihre Rechtsverbindlichkeit eingebüßt. Auch der Beschluß, den Katholiken den Chorraum der Elisabethkirche einzuräumen, verlor seine Gültigkeit.⁴⁰ Die neue kurhessische Regierung hob das Simultaneum an der Elisabethkirche zwar nicht sofort auf, bezeichnete es jedoch als „Provisorium“. Pfarrer van Eß mußte daher fürchten, daß seiner Gemeinde der Gottesdienstraum entzogen werden könnte. Zudem waren die geistlichen Angelegenheiten vorläufig wieder nach der alten hessischen Verfassung geregelt, und das hieß: Der katholische Gemeindepfarrer unterstand dem lutherischen Konsistorium. Die Gleichstellung der beiden Konfessionen in der Simultankirche war demnach so gut wie aufgehoben, aber geduldet wurden die Katholiken, wie es scheint, auch weiterhin. Gleichwohl, die Grenzen religiöser Toleranzbereitschaft wa-

ren bald erreicht. Gottesdienstzeiten, räumliche Einrichtung, Zugangswege: all dies (und manches mehr) wurde in der Folgezeit zum Anlaß konfessionell imprägnierter Scharmützel.⁴¹ Die Evangelischen sahen im Verhalten des katholischen Pfarrers einen regelrechten Verdrängungsprozeß.⁴² Gehässigkeiten und boshafte Unterstellungen, nicht näher faßbare „Unhöflichkeiten und leidenschaftliche Ausfälle“⁴³ waren auf beiden Seiten zu verzeichnen. Intrigen und Gegenintrigen wurden gesponnen.

Am 15. Mai 1814 wandten sich 35 Mitglieder der lutherischen Elisabethgemeinde mit einer Protestschrift an den Kurfürsten:⁴⁴ Die Elisabethkirche befinde sich „in der Gewalt fremder Priester“ und sei „Schauplatz fremder Zeremonien“. Die lutherische Gemeinde, so die Protesterklärung weiter, sei zur Teilung der Kirche gezwungen worden und habe den „unansehnlicheren Teil“ erhalten. Was die Protestierenden von der Regierung verlangten, war die „Aufhebung der Gemeinschaft der Kirche mit den Katholiken“. Die stimmenstarke Petition, die dem erhitzten Ringen um die Elisabethkirche ein Ende bereiten wollte, markiert nur den Anfang neuer, ziemlich rabiaten Streitigkeiten. Was folgte, war eine für Marburger Verhältnisse aufsehenerregende Pressekampagne, in der überregionale Publikationsorgane – namentlich *Rheinischer Merkur* (Koblenz) und *Theologische Nachrichten* (Frankfurt) – eine zentrale Rolle spielten.⁴⁵ Nicht zuletzt dieser Pressekrieg (1814–1816) vergiftete das Verhältnis zwischen den Marburger Kontrahenten endgültig. Erstaunlich ist allerdings, daß nicht alle Lutheraner auf der Seite der van-Eß-Gegner standen. Als es der kurhessischen Regierung nämlich zu bunt wurde und sie den unverträglichen Leander van Eß im Frühsommer 1814 entfernen wollte, ergriffen mehr als 200 protestantische Mitchristen für den Katholiken Partei.⁴⁶ Schon seit einiger Zeit hatten sich auch lutherische Kirchgänger um den katholischen Priester geschart.⁴⁷ Katholiken und Protestanten versammelten sich zu gemeinsamen Gottesdienstfeiern im Chorraum der Elisabethkirche. Etwas vereinfacht könnte man sagen, daß damals im katholischen Kirchenteil das Ideal harmonischer Interkonfessionalität teilweise und anfanghaft verwirklicht wurde;⁴⁸ ob im Rahmen dieser

Ökumene ausnahmsweise auch Nicht-Katholiken zum Eucharistieempfang zugelassen wurden, ist nicht bekannt. Zu betonen ist freilich, daß die Etablierung einer überkonfessionellen Liturgiegemeinschaft von der protestantischen Gemeindeleitung als Anmaßung und Unverfrorenheit und somit als typische Verhaltensweise der katholischen Kirche gedeutet und abgelehnt wurde. Aber Leander van Eß sah keinen Anlaß, darauf Rücksicht zu nehmen; es blieb bei einer Sakralpraxis, die – zumindest zeitweilig – die innerchristlichen Konfessionsgrenzen überwand. Trotz dieser illegitimen Gottesdienstkultur hat die kurhessische Regierung die Aufhebung des konfliktträchtigen Simultaneums erst 1820 eingeleitet.⁴⁹

Als sich das Ende des Marburger Simultaneums abzeichnete, wurde den Katholiken in Aussicht gestellt, die sogenannte Kugelkirche nutzen zu dürfen: die Kirche St. Johannes Evangelist, eine spätgotische Saalkirche, die als Klosterkirche der Brüder vom Gemeinsamen Leben, der sogenannten Kugelherren, erbaut und 1482 geweiht worden war.⁵⁰ Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde die ehemalige Kugelherrenkirche von einer kleinen und stetig kleiner werdenden Gemeinde hugenottischer „Réfugiés“ genutzt.⁵¹ Die französisch-reformierte Kirchengemeinde umfaßte gegen Ende des 18. Jahrhunderts nur noch sieben Familien mit 27 Personen,⁵² während zur gleichen Zeit etwa 150 Katholiken in Marburg lebten.⁵³ Da die Lahnstadt annähernd 6.000 Einwohner zu verzeichnen hatte, betrug der relative Bevölkerungsanteil der katholischen Mitbürger nur knapp 2,5 Prozent. Man sollte denken, daß die Minorität katholischer Christen die bevorstehende Aufhebung des Simultaneums und die Katholisierung der altstädtischen Kugelkirche als günstige Fügung des Schicksals betrachtet habe. Doch das Gegenteil war der Fall! Der neue, seit 1822 amtierende Pfarrer und vorherige Kaplan der katholischen Kirchengemeinde, Dr. Johann Christian Multer (1768–1838),⁵⁴ zögerte den Auszug aus der Elisabethkirche immer wieder hinaus, bis zum Jahresende 1827 (die Hypothese hat viel für sich, daß der schlechte Bauzustand der Kugelkirche nur der vorgeschobene Grund dafür war, den Umzug verschiedene Male aufzuschieben).⁵⁵ Erst als der Widerspruch gegen den regierungsamtli-

chen Räumungsbefehl vom 4. September 1827 abgewiesen worden war, mußten sich die Katholiken *nolens volens* bereit finden, die Kugelherrenkirche als Kompensation des ihnen aufgenötigten Verzichts zu akzeptieren. Am 1. Januar 1828 fand der erste katholische Pfarrgottesdienst in der Kugelkirche St. Johannes statt. Der Kampf um die Elisabethkirche war beendet – vorerst.

Im Jahre 1892, nach einer Ruhephase von mehr als sechs Jahrzehnten, brach der Konflikt von neuem auf. Noch einmal gewann der endlose Streit eine enorme Publizität, da die katholische Gemeinde St. Johannes dieses Mal eine gerichtliche Auseinandersetzung über das Gebrauchsrecht am Chor der Elisabethkirche anstrebte.⁵⁶ Zuvor hatte die preußische Regierung im Rahmen einer allgemeinen Grundbuchregulierung ein Aufgebotsverfahren eingeleitet, um den grundbuchmäßigen Eigentümer der ehemaligen Deutschordenskirche zu ermitteln. Ohne sich auf irgendein verbrieftes Recht berufen zu können, verfolgten die Katholiken ein klares Ziel: Das Recht der katholischen Diasporagemeinde, den Chorbau der Elisabethkirche zu gottesdienstlichen Zwecken zu nutzen, sollte als Belastung des Grundeigentums in das Grundbuch eingetragen werden. Die Klageeinreichung der katholischen Pfarrgemeinde gegen den Königlich-Preußischen Fiskus im Jahre 1892 war der Auftakt zu einem langwierigen Prozeß, der erst 1896 in dritter Instanz vom Reichsgericht in Leipzig verbindlich entschieden wurde – zum Vorteil der Lutheraner.⁵⁷ Hier ist aber etwas anderes zu betonen: Die Tatsache, daß die katholische Pfarrei am Ende des Jahrhunderts den Elisabethchor in gerichtlicher Verhandlung zurückerobern wollte, belegt, daß die Erinnerung an das Simultaneum (1810–1827) in der katholischen Gemeinde noch lebendig war (obwohl sicher nur noch wenige Träger einer entsprechenden biographischen Erinnerung unter den Lebenden waren), und fast beiläufig wird deutlich, daß im kulturellen Gedächtnis der nachgewachsenen Generationen mit dem Simultanverhältnis keine schwerwiegenden Negativassoziationen verbunden waren. Man hatte – allem Anschein nach – schon lange in der Hoffnung gelebt, das letzte Wort über die Nutzung der Elisabethkirche sei noch nicht gesprochen. Es scheint mir eine Binsenweisheit zu

sein, daß die „Identität“ eines historischen Kirchengebäudes wesentlich mit seiner Adaption und Transformation durch die jeweiligen Nutzer zusammenhängt. Am Beispiel der Elisabethkirche zeigt sich nun, daß die vergleichsweise kurze Phase der Simultannutzung aus Sicht der Katholiken ein geschichtlich-religiöses Faktum darstellte, das die Kirchenanlage verändert und umdefiniert hatte: Der Ostchor war jetzt nicht mehr „nur“ die wichtigste Memorialstätte der heiligen Elisabeth, sondern auch ein konfessionsspezifischer Erinnerungsort, der sich mit der Wiedereinführung des öffentlichen römisch-katholischen Gottesdienstes in einer dominant evangelischen Stadt verknüpfte. Um diesen Erinnerungsort zu konstituieren, bedurfte es keiner festen und langfristigen Verbindung mit der Gemeindegeschichte.

Ein Blick auf den Zeitkontext wirft die Frage auf, ob es ein Zufall ist, daß der Konflikt um die Elisabethkirche, der auch und nicht zuletzt ein Symbolkonflikt gewesen war, gerade in den Jahren nach 1890 wieder losbrach und eine ganz besondere Dynamik entwickelte. Zieht man den Rahmen weit, so scheint ein Zufall unwahrscheinlich: Bismarcks „Kulturkampf“ (1871–1887) hatte für den preußischen Staat und damit – staatsbezogen wie die Kirche war – auch für den religiös und kulturell dominierenden Protestantismus als Mißerfolg geendet; die Institutionen der katholischen Kirche gingen aus dem zähen Widerstand gegen die teilweise schikanösen Gesetze des Bismarckreiches gestärkt hervor.⁵⁸ Es war aber viel Porzellan zerschlagen worden, das sich so leicht nicht wieder kitten ließ. Das mißtrauische Gegenüber von Protestanten und Katholiken hatte sich verschärft. Leopold von Ranke's berühmte Formel, daß der Konfessionsgegensatz „die tiefste Spaltung der deutschen Nation“ bewirke, wurde bezeichnenderweise nach 1890 mit zunehmender Häufigkeit zitiert.⁵⁹ Vor diesem Hintergrund wirkt es so, als sei der entschlossene Wille der katholischen Gemeinde, die Mitbenutzung der Elisabethkirche auf dem Gerichtsweg durchzusetzen, ein zeittypischer Ausdruck des geschärft hervortretenden Konfessionskonflikts und des neu erwachten, zukunfts gewissen Selbstbewußtseins der katholischen Gemeinden und Kommunen. Die siegreiche Selbstbehauptung des

Katholizismus mußte aber im vorliegenden Fall schon bald einen Rückschlag hinnehmen: Durch die Entscheidung des Reichsgerichts vom 7. April 1896 wurde der lutherischen Elisabethgemeinde das alleinige Gebrauchsrecht an der ehemaligen Deutschordenskirche eingeräumt. Spätestens an diesem Punkt war die retrospektive Betrachtung des Dauerkonflikts um die Elisabethkirche ein Blick zurück in Enttäuschung. Der prozeßführende Gemeindepfarrer, der die Niederlage einstecken mußte, war Konrad Weber, der – wie eingangs erwähnt – die Planung einer neuen katholischen Pfarrkirche St. Elisabeth anstoßen und vorantreiben sollte. Daß der Mißerfolg vor Gericht und die Neubauplanung in einem kausalen Verhältnis gesehen werden müssen, ist der naheliegende Schluß. Obwohl die Gerichtsentscheidung vom 7. April 1896 Anlaß und Voraussetzung des Bauvorhabens sein dürfte, wurde die Standortsuche – und damit die Bauplanung im engeren Sinne – erst 1904 initiiert. Ein wesentlicher Grund dafür ist, daß die preußische Obrigkeit ihr Einverständnis so schnell nicht erklären wollte (darauf werde ich zurückkommen).

Noch einmal: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts stand der römisch-katholischen Minderheit in Marburg für ihre gottesdienstlichen Versammlungen nur ein kleiner einschiffiger Bau des späten Mittelalters zur Verfügung: St. Johannes Evangelist, die ehemalige Klosterkirche der Kugelherren, die seit 1828 als katholische Pfarrkirche fungierte. Am 15. Mai 1871 war die Kugelkirche durch einen Erlaß des deutschen Kaisers und Königs von Preußen in den unmittelbaren Besitz der katholischen Kirchengemeinde gelangt.⁶⁰ Das Gebäude war in keinem guten Zustand. Die Schadhaftheit der Dächer war nur das größte von mehreren Übeln. Noch in anderer Hinsicht konnte St. Johannes kaum als gemeindegerecht bezeichnet werden: Die Kirche war zu klein. Immer wieder und immer deutlicher hatte sich die Marburger Gemeinde, die in der wilhelminischen Ära im Wachsen begriffen war,⁶¹ um ein größeres Gotteshaus bemüht, war jedoch in der Abteilung für Kirchen und Schulen des Regierungsbezirks Kassel wiederholt auf taube Ohren gestoßen (in Preußen-Deutschland lag die Kirchenhoheit bei den Kultusministerien). Doch dann wandten sich die

Umstände unverhofft zum Besseren. Am 17. Juni 1904 erging ein Erlaß der Kultusverwaltung, in dem festgestellt wurde, daß die Marburger Kugelkirche für die katholischen Gottesdienstbesucher zu wenig Platz biete und somit der Bau einer zweiten katholischen Gemeindekirche angeraten sei.⁶² Aber noch war nichts unter Dach und Fach gebracht, und obwohl die chronisch mittelschwache Kirchengemeinde unter Pfarrer Weber in den folgenden Jahren eine große Betriebsamkeit entfaltete, um die Weiterführung der Angelegenheit zu sichern, sollte die Verwirklichung des Planes – wie oben angedeutet – erst Jahrzehnte später gelingen.

Die spannungsreiche Vorgeschichte, aus der die Neubauabsicht erwuchs, dürfte mit dem bisher Gesagten in ihren wichtigsten Zügen skizziert sein. Drei knappe Schlußfolgerungen seien angefügt:

(I) Der unrühmliche Streit, den die Marburger Konfessionsparteien um die Nutzung der Elisabethkirche führten, war nicht zu allen Zeiten in gleichem Maße virulent. Er erneuerte bzw. verschärfte sich in bestimmten historischen Kontexten. Im einzelnen mag es sich um kurzfristig wirksame Ereignisse und Prozesse gehandelt haben. Über die Generationenfolge hinweg formieren sie sich aber zu einem fortlaufenden Strukturmuster, das für die meist unterlegenen Katholiken – als Gemeinschaft kollektiven Erinnerns – eine krisenhafte Herausforderung ihrer Konfessionsidentität dargestellt haben muß. Diese allmählich gewachsene „Gefühlserbschaft“ sollte im frühen 20. Jahrhundert als treibende Kraft in die Planung einer neuen katholischen Elisabethkirche hineinwirken. Was es hier festzuhalten gilt, ist also die historische Tiefenprägung des Vorhabens: Das Neubauprojekt hat Wurzeln, die weit über die Epoche der Reichsgründung und des Kulturkampfes hinausreichen.

(II) Die Fehde um die Elisabethkirche reflektiert den Kampf der katholischen Gemeinde um Selbstbehauptung im überwiegend evangelisch geprägten Marburg. Der Versuch, einen öffentlichen Raum für den seit 1527 untersagten römisch-katholischen Kultus zu gewinnen, war über Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte gescheitert. Erst seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts durfte

die ehemalige Klosterkirche St. Johannes für die Glaubensvollzüge der katholischen Gemeinschaft genutzt werden. Aber die Gedächtnis- und Bindungskraft, die der Elisabethkirche innewohnte, war zu groß, als daß der affektbesetzte Konflikt um ihre liturgische Nutzung ein schnelles und versöhnliches Ende hätte finden können. Der Streit schwelte weiter, die Katholiken sahen sich in der Defensive, es gab viel Resignation, aber es gab auch Hoffnung.⁶³ Erst der richterliche Beschluß vom 7. April 1896 hat den Traum von einer Wiederzulassung katholischer Liturgie und Feierkultur am wichtigsten Memorialort der heiligen Elisabeth endgültig platzen lassen. Unter den gegebenen Umständen konnte nur noch ein Neubau Abhilfe verschaffen: eine neue Pfarrkirche St. Elisabeth.

(III) Ich will überdeutlich zuspitzen, worauf alles Vorhergegangene hinausgelaufen ist: In Anbetracht der fortdauernd virulenten Konfessionsspaltung gehörte die Planung einer katholischen Elisabethkirche zur Bewältigung und Nachwirkung der Reformation und ihrer Folgezumutungen. Dabei sollte man die Ironie der Geschichte nicht übersehen: Marburg hatte keinen Beitrag zu einer konfessionellen Baukultur evangelischer Provenienz geleistet. Die Gottesdienste der Lutheraner und Calvinisten hatten stets in vorkonfessionellen Kirchengebäuden stattgefunden. Bemerkenswert und in bestimmter Weise paradox ist daher die Tatsache, daß der erste nachmittelalterliche Kirchenbau, der im protestantisch dominierten Marburg geplant wurde, ein katholisches Gotteshaus war, eine katholische Elisabethkirche.

Erste Schritte: Bauplatzsuche – Grunderwerb – Spendenaquisition

Die Untersuchung des Planungsprozesses hat in der vorbereitenden Phase anzusetzen, in der zunächst die Standortwahl zu treffen war. Schon einige Wochen bevor die zuständige Regierungsstelle am 17. Juni 1904 den Kirchenneubau billigte, war die Suche nach einem Baugrundstück so gut wie abgeschlossen. Mit Beginn der archivalischen Überlieferung werden wir Zeuge einer

ausgiebigen Standortdiskussion, in deren Verlauf fünf verstreute Grundstücke, die allesamt an der Peripherie der altstädtischen Bebauung lagen, im Hinblick auf Größe, Quadratmeterpreis und Erschließungskosten beurteilt und miteinander verglichen werden.⁶⁴ Verwunderlich und erklärungsbedürftig ist, daß der Kirchenvorstand unter Pfarrer Weber nur die beiden Flurstücke, die im Bereich des Biegens lokalisiert waren, in die engste Wahl gezogen hat.⁶⁵

Der Flurname „Biegen“ diente schon seit dem Mittelalter zur Bezeichnung des feuchten Wiesengeländes zwischen Mühlgraben und Lahn, unweit der Deutschordensgebäude. Zum größten Teil gehörte der Biegen zum Territorialbesitz des Deutschritterordens. In einem Hauptrechnungsbuch der Stadt Marburg von 1463 wurden die Konventsmitglieder sogar als die „Dutschen hern uff dem Biegin“ bezeichnet.⁶⁶ Bis an die Schwelle der wilhelminischen Zeit war der Biegen unbebautes Freiland, über das lediglich einige Fußwege führten.⁶⁷ Kurz vor der Jahrhundertwende, von 1896 bis 1899, wurden dort die ersten Feldwege zu Fahrstraßen ausgebaut (Deutschhausstraße, Biegenstraße, Savignystraße). Das Biegenviertel wurde zu Marburgs letzter Wachstumszone in den Jahren des Kaiserreiches. Die ersten baulichen Akzente hatte die Stadt mit der Errichtung zweier stattlicher Schulgebäude am Ufer der Lahn gesetzt.⁶⁸ Ein Gesicht erhielt der Bezirk jedoch erst durch den privaten Wohnungsbau, der in den Jahren 1904/05 in Gang kam. Innerhalb kurzer Zeit fanden sich mehrere Bauunternehmer, die in der Biegenstraße und den Nachbarstraßen des Biegenviertels Bauland erwarben, um in geschlossener Reihe vier- bis fünfstöckige Wohnbauten für Universitätsbedienstete und Pensionäre zu errichten.⁶⁹ Mit anderen Worten: Ein bürgerliches Unternehmertum bemächtigte sich des entstehenden Stadtteils, und zwar in dem Maße, wie der Eigentümer des ehemaligen Deutschordens-Gutes, Stadtrat Eduard Hoffmann, den Geländeverkauf vorantrieb. Das heißt: Der weitere Rahmen, in dem die Baukörperentwicklung des Wohngebiets am Biegen (und auch der Grundstückskauf der katholischen Kirchengemeinde) gesehen werden muß, ist die parzellenweise Veräußerung des ehemaligen Ökonomiehofes des Deutschen Hau-

ses mit seinen diesseits und jenseits der Lahn gelegenen Äckern und Wiesen (der Wirtschaftshof des Deutschordenshauses war im Jahre 1809 in Privathand gelangt, nachdem Napoleon I. den Deutschen Ritterorden in den Staaten des Rheinbundes aufgehoben und dessen Besitzstand der säkularen Staatsgewalt übereignet hatte).⁷⁰

Die Frage ist: Warum nahm der Kirchenvorstand der katholischen Gemeinde im Jahre 1904, nachdem er fünf Grundstücke im Stadtrandbereich einem kritischen Musterungsprozeß unterzogen hatte, nur die beiden Bauplätze an der Biegenstraße in die engere Wahl? Drei Gesichtspunkte dürften den Ausschlag gegeben haben; ich gebe allerdings zu, daß lückenlose historische Erweisbarkeit in dieser Frage nicht gegeben ist: (1) Im Bereich des Biegens waren mit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert verspätete Gründerjahre angebrochen; eine bauintensive Phase kündigte sich an, der Blick war auf die Zukunft gerichtet. (2) Die beiden Grundstücke, die in die nähere Wahl gezogen wurden, gehörten ehemals zu den Ländereien, die der Fürstentochter Elisabeth von Thüringen von ihren landgräflichen Schwägern zu lebenslänglicher Nutznießung – nicht aber als Eigengut – überlassen worden waren, als sie im Sommer des Jahres 1228 ihren Aufenthalt von Eisenach nach Marburg verlegte. Kein Zweifel, die katholische Gemeinde wollte die neue Pfarrkirche St. Elisabeth auf geheiligtem, geschichtsträchtigem Boden errichten.⁷¹ (3) Der aufstrebende Biegenbezirk grenzte an den Deutschhausbezirk. Die offerierten Grundstücke standen in einem Nahverhältnis zur alles überragenden Deutschordenskirche, die vor allem im 19. Jahrhundert zum konfessionellen Streitgegenstand geworden war und nach allgemeiner Auffassung als das bedeutendste Kulturdenkmal der Stadt anzusehen war. Man möchte annehmen, daß die bauwillige Kirchengemeinde die räumliche Konkurrenzbeziehung zum Grabort der heiligen Elisabeth bewußt gesucht hat.

Aus welchen Gründen immer: In den letzten Februartagen des Jahres 1905 hat die katholische Pfarrgemeinde das für den Neubau bestimmte Areal am Biegen rechtsgültig erworben.⁷² Die Wahl fiel letztendlich auf das Grundstück an der Biegenstraße (gegenüber der Einmündung Savig-

nystraße), das ein halbes Jahrhundert später mit der Kirche St. Peter und Paul überbaut wurde (Abb. 1). Die Größe des Baugrundes wurde im Vorfeld der Vertragsunterzeichnung auf circa 2.400 Quadratmeter geschätzt; die Grundstücksgrenze zur Biegenstraße war gut 30 Meter lang, die Tiefenerstreckung betrug mehr als 70 Meter.⁷³ Für das Grundstück waren 36.000 Mark aufzubringen, also rund 15 Mark pro Quadratmeter, ein verhältnismäßig günstiger Preis.⁷⁴ Außerdem waren 6.825 Mark für eine Nachbarparzelle zu zahlen, auf der ein Pfarrhaus mit Küsterwohnung errichtet werden sollte.⁷⁵ Der Gesamtpreis betrug somit 42.825 Mark. Das für die bauliche Anlage vorgesehene Gelände war mit insgesamt knapp 3.000 Quadratmetern von erstaunlicher Größe.

Schon in der Phase des Planungsvorlaufs trat das Dilemma, das die Geschichte des Projekts auf Dauer begleiten sollte, mit aller Klarheit zutage: die Finanznot der Zweitausend-Seelen-Gemeinde. Die ärmlichen Verhältnisse der Marburger Katholiken waren schon im Jahr 1820 ein Gesichtspunkt gewesen, der um ein Haar verhindert hätte, daß der katholischen Gemeinde das Nutzungsrecht an der Kugelkirche staatlicherseits zugesprochen wurde, denn es schien ungewiß, ob die Gemeindemittel ausreichen würden, um die Erhaltung und Pflege der Anlage langfristig sicherstellen zu können.⁷⁶ Zu Anfang des 20. Jahrhunderts waren die Geldmittel der Pfarrei nach wie vor knapp, zu knapp jedenfalls, um ein ehrgeiziges Bauprojekt zu finanzieren. Nur Spenden und Sonderkollekten konnten helfen, das wirtschaftliche Dilemma zu beseitigen (täuschen die Anzeichen nicht, so war das relativ arme Diasporabistum Fulda nicht in der Lage, aus dem Kirchensteueraufkommen Fördermittel in größerem Umfang bereitzustellen). Es versteht sich von selbst, daß auch an die Opferbereitschaft der Gemeindemitglieder appelliert wurde, aber angesichts der wirtschaftlich kargen Verhältnisse war von vornherein klar, daß sie die finanzielle Hauptlast nicht tragen konnten. Indes, als Folge des verheerenden Kulturkampfes gab es um die Jahrhundertwende im katholischen Deutschland – vor allem im Rheinland mit seiner tief verwurzelten katholischen Konfessionalität – ein starkes Engagement privater Spender, das relativ große, kostenintensive Bauvorhaben er-

möglichte.⁷⁷ Auch die Marburger Gemeinde hoffte zu diesem Zeitpunkt, von der unvergleichlich großen Spendenbereitschaft des wohlhabenden Stadtbürgertums profitieren zu können. Dementsprechend wurde die Neuerrichtung einer Elisabethkirche, wie nachher zu zeigen sein wird, nicht oder nicht in erster Linie als Sache einer kleinstädtischen Kirchengemeinde, sondern als Angelegenheit von bistumsweiter, ja deutschlandweiter Bedeutung ausgegeben. Aber die Rechnung ging nicht auf. Das Projekt drohte, in provinzieller Bedeutungslosigkeit zu versinken. Als im Laufe der Jahre erkennbar wurde, daß in Deutschland – zumindest auf absehbare Zeit – nicht genügend Bau- und Ausstattungsspenden für eine neue Marburger Elisabethkirche zu erzielen waren, ist das Aquisitionsfeld in europäische Dimensionen ausgeweitet worden.

Wie Pfarrer Weber das Bauvorhaben aus seinen lokalen und regionalen Begrenzungen schrittweise herauszuheben suchte, kann hier nur in Umrissen skizziert werden. Schon im Vorfeld des Grundstückskaufs hat der Kirchenvorstand die Erwartung formuliert, daß der 1849 auf dem dritten Katholikentag in Regensburg gegründete Bonifatiusverein, der mittlerweile in vielen deutschen Bistümern beheimatet war, bereit sein würde, Spendengelder in Höhe von insgesamt 5.000 Mark zur Verfügung zu stellen.⁷⁸ Im Dezember 1904 richtete Pfarrer Weber ein entsprechendes Bittgesuch an den Generalvorstand des Bonifatiuswerks in Paderborn.⁷⁹ Die Bauhilfshoffnungen konzentrierten sich auch in der Folgezeit immer wieder auf die diözesanen Bonifatiusvereine.⁸⁰ Die Bittschreiben des Pfarrers zeitigten rasch erste Erfolge: Je 1.000 Mark aus Köln und Münster, 500 aus Paderborn und 300 aus Osnabrück konnten im Juni 1905 verbucht werden.⁸¹ Das langsame Ansparen der Bausumme läßt sich anhand der Akten bis ins Detail verfolgen. Am Rande ist zu erwähnen, daß der Kampf um Spendengelder hin und wieder aus dem Raum des Kirchlichen hinausführte. So wurde beispielsweise im Dezember 1905 der königlich-preußischen Regierung in Kassel ein entsprechender „Bettelbrief“ vorgelegt.⁸² Aber aufs Ganze gesehen, spielten Staatsmittel für die materielle Fundierung des Unternehmens so gut wie keine Rolle.

Das wichtigste Argument, das Pfarrer Konrad Weber mit nie erlahmendem Eifer anführte, um der Finanzierungskampagne innerhalb der Kirche die entscheidende Richtung zu geben, ergab sich wie von selbst. Der dominante Gesichtspunkt war, daß der geplante Bau eine Huldigung an die heilige Elisabeth darstelle, wobei dieser hundertfach wiederholte und variierte Werbungstopos dahingehend erweitert werden konnte, daß die erbetene Bauspende als Ausdruck schenkender Liebe anzusehen sei und daher auf die praktizierte christliche Liebesethik der Elisabeth von Thüringen verweise. Man kann, was gemeint war, auch anders ausdrücken: Wer dem Bauvorhaben eine Geldspende zuwendet, steht auf der Seite der Hilfsbedürftigen! Was sich hier abbildet, ist die für die Finanzierung von Diasporakirchen typische Situation, in der aus der Not eine Tugend gemacht wird.⁸³

Ein Motor, der die Spendenakquirierung in Schwung brachte, war der 700. Geburtstag der heiligen Elisabeth, der im Jahr 1907 begangen wurde. Da Elisabeth nicht nur als Schutzheilige von Thüringen und Hessen, sondern auch als wichtigste weibliche Schutzpatronin des Bistums Fulda verehrt wurde,⁸⁴ war die Feier ihres runden Geburtstages im Festkalender für die Gesamtdiözese vorgesehen. Zu Beginn des Jubiläumsjahres war der bischöfliche Stuhl in Fulda verwaist. Zum frühestmöglichen Zeitpunkt – durch ein Schreiben an den Generalvikar vom 10. März 1907 – bat Pfarrer Weber den neu ernannten, aber noch nicht geweihten Bischof Joseph Damian Schmitt (der am 29. Dezember 1906 von den Domkapitularen zum zwölften Bischof von Fulda gewählt worden war),⁸⁵ eine diözesane Kirchenkollekte für die katholische Elisabethkirche in Marburg zu bewilligen. In Ungarn, so führte Weber aus, werde das Elisabethjubiläum viel aufwendiger als in Deutschland begangen, und er fügte an: „Nun will es mir scheinen, als ob die Diözese [Fulda] ihre Verehrung der großen Heiligen kaum in einer würdigeren Form zum Ausdruck bringen könnte als in der Grundsteinlegung zu einer katholischen Elisabethenkirche in Marburg. [...] Und so erlaube ich mir denn, ehe ich mich an die große Öffentlichkeit wende, ergebenst zu beantragen und zu bitten, es möge nun von oberhirtlicher Stelle eine

Kollekte in allen Kirchen der Diözese für demnächst, etwa für die 2 Osterfeiertage beim vor- und nachmittägigen Gottesdienste, angeordnet werden.“⁸⁶ Auf der gleichen Linie liegt es, daß Weber gegen Ende des Elisabeth-Gedenkjahres bei der Bistumsverwaltung in Fulda und beim Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau in Kassel die Zustimmung zu einer Hauskollekte beantragte, die in mehrheitlich von Katholiken bewohnten Gebieten durchgeführt werden sollte.⁸⁷

Trotz intensiver Bemühungen und zahlreicher Teilerfolge schritt die Mittelbeschaffung für die neue St. Elisabethkirche deprimierend langsam voran. Von den Diasporahilfsvereinen waren meist nur „kleinere“ Beträge um die 1.000 Mark zu erhalten. Wie immer bestätigten Ausnahmen die Regel: Im Mai 1908 erhielt die Marburger Kirchengemeinde eine Zuwendung von 5.000 Mark als Diasporaspense des Bonifatiusvereins.⁸⁸ Ein Baukostenzuschuß in gleicher Höhe war im Februar 1908 aus der württembergischen Diözese Rottenburg bewilligt worden, wohl ein Nachhall zum Elisabethjahr 1907.⁸⁹ Obschon die Gedenkwelle zum siebten Centenarium ihrer Geburt bald an Kraft verlor, wurde dem Bauprojekt weiterhin auf vielerlei Art Förderung zuteil – auch aus dem Laienkatholizismus, besonders von seiten hochadeliger Damen, die der heiligen Elisabeth, einer Heiligen vornehmer Geburt, einen besonderen Dienst erweisen wollten. Es ist hier nicht der Ort, die entsprechenden Ideen und Maßnahmen bis ins einzelne zu beleuchten. Es muß der Hinweis auf ein Werbeblatt genügen, das – wie erschlossen werden kann – aus Österreich-Ungarn stammt, aber leider nicht datiert ist. Das zweimal gefaltete Blatt, dessen Format annähernd einer DIN-A4-Seite entspricht, ist wahrscheinlich einige Jahre nach dem Elisabethjubiläum von 1907 gedruckt worden.⁹⁰ Man muß annehmen, daß es sich hierbei um eine Art „Flyer“ handelt, der dazu bestimmt war, an potentielle Spender verschickt zu werden, deren Wohnanschriften von einem katholischen Adressenverlag bezogen werden konnten.⁹¹ In welcher Auflage das Blatt hergestellt wurde, ist nicht zu ermitteln. Da es sich um ein Werbemittel handelt, mag überraschen, daß auf eine Illustration verzichtet wurde. Die Überschrift lautet:

INTERNATIONALES DAMENCOMITÉ ZUM ZWECKE EINER BESONDEREN EH- RUNG DER HEIL. ELISABETH VON THÜ- RINGEN, DER MUTTER DER CHRISTLI- CHEN CHARITAS, VON SEITEN ALLER CHRISTLICHEN NATIONEN

Was das genannte Damenkomitee, zusammengesetzt aus Angehörigen des europäischen Hochadels, genau bezweckte, findet in der emphatisch formulierten Werbeansprache beredten Ausdruck:

Die Feier des 700jährigen Jubiläums der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen, flösste ihren zahlreichen Verehrern den Wunsch ein, in Marburg (Hessen), das nur eine sehr kleine, gänzlich unzureichende katholische Kirche besitzt, ihr zu Ehren das lang ersehnte katholische Gotteshaus zu errichten und durch diesen Beweis opferfreudiger Nächstenliebe das Andenken jener barmherzigen Trösterin aller Hilfsbedürftigen zu verherrlichen. In Marburg hatte sie ja als verstossene Witwe gelebt und gelitten, die Aussätzigen gepflegt, mit den Armen ihr letztes Stücklein Brot geteilt, und dort ist sie eines heiligen Todes gestorben. Die Katholiken aller Länder wurden aufgefordert, ihr Scherflein zur Erfüllung des frommen Projektes beizutragen, überall wird ja die liebe Heilige als Muster und Vorbild der christlichen Charitas verehrt. Der Baugrund, ein Teil ihres ehemaligen Witwengutes, wurde bereits erworben, und die Katholiken Marburgs, meist Arbeiter, die mühsam ihren Lebensunterhalt verdienen, haben schon unter vielen Opfern und Entbehrungen ein kleines Baukapital zusammengelegt.

Um nun dieses Kapital zu vermehren und so den Bau der Kirche zu ermöglichen, hat das unterzeichnete Comité Briefverschlussmarken zu je 4 Heller oder 4 Pfennigen herstellen lassen. Jede dieser Marken bildet sozusagen einen kleinen Baustein, mit dem leicht zur Errichtung jenes Heiligtums beigetragen werden kann; einen jener Steine, welche in den glaubensstarken Tagen der heiligen Elisabeth Fürsten und Arme mit eigenen Händen wetteifernd herbeigetragen hätten.

O ihr Reichen! o ihr Armen! Katholiken aller Länder! verweigert Eure milde Gabe nicht der heiligen Königstochter von Ungarn, der heiligen Landgräfin von Thüringen, der Meisterin der christlichen Demut, dem Vorbilde jener christlichen Charitas, die alles gibt, ohne für sich etwas zu erwarten, die da die Menschen alle in

Christo verbrüdet, indem sie der Wohltat die Herbe der Demütigung benimmt und ihr das süsse Aroma der christlichen Liebe mitteilt.

Mit dieser Ermahnung aus gläubigem Weltverständnis endet das Werbeschreiben.⁹² Es ist beachtenswert, daß nur Personen aus höchsten Adelskreisen die Werbezuschrift unterzeichnet haben, an erster Stelle die Generalpräsidentin des Komitees: „Ihre Königl. Hoheit Maria Antonia von Bourbon und Bragança, Herzogin von Parma“ (wir könnten hinzufügen: Infantin von Portugal und Mutter der Kaiserin Zita von Österreich-Ungarn). Auf Maria Antonia von Bragança als Hauptprotektorin folgen insgesamt 23 königliche Hoheiten, Gräfinnen, Fürstinnen, Baroninnen und Prinzessinnen, die als Vertreterinnen der nationalen Unterkomitees angeführt werden. Als Präsidentinnen des deutschen Komitees unterzeichneten: „Ihre Königl. Hoheit Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern“ und „Ihre Kaiserl. u. Königl. Hoheit Herzogin Robert von Württemberg“. Was hier interessiert, ist nicht so sehr die Tatsache, daß der Spendenaufruf des Damenkomitees an das christliche Grundgebot der Nächstenliebe rührt, sondern daß es dem zuständigen Pfarrer gelungen ist, das Neubauprojekt aus seinen örtlichen Begrenzungen derart weit herauszuheben, daß sich der hohe Adel unterschiedlicher Länder bereit fand, die Sammeltätigkeit zugunsten einer kleinstädtischen Pfarrgemeinde in der oberhessischen Diaspora zu unterstützen. Angemerkt sei: Wenn nicht alles täuscht, haben die hochmögenden Damen das Bauprojekt – und zwar ausnahmslos – nur mit ihrem Namen, nicht mit ihrem Geld unterstützt.

Wer geglaubt hatte, daß die Baufinanzierung dank des Damenkomitees hinreichend gesichert und der Einsatz der angesparten Geldmittel innerhalb kurzer Zeit zu erwarten sei, sah sich getäuscht. Merkwürdig: Welche Umstände beziehungsweise Personen dafür verantwortlich sind, daß in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg die Ausführung der Kirche nicht mehr in Angriff genommen wurde, geht aus keinem der mir bekannten Aktenstücke hervor.

Sicher hingegen ist: In der Zwischenkriegszeit fehlte es an Finanzen mehr denn je. War das Le-

ben der Marburger Katholiken, die größtenteils den unteren Sozialschichten angehörten, schon bei normaler Wirtschaftslage schwierig, so wurde es in Wirtschaftskrisen geradezu hoffnungslos. Schwindende Zuversicht dürfte auch das Verhältnis der Pfarrgemeinde zu ihrem Kirchenprojekt bestimmt haben, denn durch den Ersten Weltkrieg und die prekäre Wirtschaftslage der Nachkriegsjahre geriet das Baukapital in eine Phase schnellen Niedergangs.⁹³ Durch Kriegsanleihen und Inflation haben die mühsam zusammengetragenen Geldmittel mit den Jahren eine Entwertung erfahren, durch die Hyperinflation 1922/23 ist der noch vorhandene Rest auf den Wert eines Briefportos herabgesunken.⁹⁴ Unter solchen Umständen war an die feierliche Grundsteinlegung der Kirche nicht mehr zu denken, und der Gemeinde blieb für den Augenblick nichts anderes übrig, als auf bessere Zeiten zu hoffen.

Im Vorhergehenden ist wohl sichtbar geworden, daß die Finanzplanung für die katholische Pfarrkirche St. Elisabeth mit dem Elisabethjubiläum des Jahres 1907 in engstem, aber nicht ausschließlichem Zusammenhang stand. Daher war es auch kein Zufall, daß der Planungswettbewerb zur Erbauung der Kirche im Elisabethjahr 1907 durchgeführt wurde. Wäre das finanzielle Fiasko, das in ungünstigen Zeitverhältnissen hereinbrach, vorauszusehen gewesen, so hätte der Architekturwettbewerb wohl niemals stattgefunden und die Planung einer neuen Elisabethkirche wäre in weniger als ihren ersten Anfängen steckengeblieben.

Der Architektenwettbewerb (1906/07): Teilnehmer – Planungsvorgaben – Stilpostulat

Eingeleitet wurde die Architektenkonkurrenz in der Amtszeit von Bischof Adalbert Endert, der seit dem 28. Oktober 1898 Oberhirte der Diözese Fulda war und am 17. Juli 1906 in diesem Amt überraschend – im Alter von nur 55 Jahren – verstarb.⁹⁵ Zu Ende geführt wurde der Wettbewerb unter seinem Amtsnachfolger Joseph Damian Schmitt.

Vorauszuschicken ist, daß es kein offener Wettbewerb war, sondern ein auf drei Teilnehmer begrenzter. Unüblich war diese Wettbewerbsart in

der katholischen Kirche durchaus nicht.⁹⁶ Ein Programm des Wettbewerbs ist wohl nicht veröffentlicht worden. Die genaue Verfahrensform, die Konrad Weber in Abstimmung mit der bischöflichen Behörde entwickelt haben dürfte, ist, soweit ich die Akten übersehe, an keiner Stelle dokumentiert. Immerhin: Ein kurzes Schreiben des Pfarrers an das Generalvikariat vom 13. Oktober 1907 erläutert aus der Rückschau, welche drei Architekten aus welchen Gründen zur Teilnahme eingeladen wurden.⁹⁷ Es ist sinnvoll, sie gesondert zu betrachten.

An erster Stelle wird August Greifzu genannt. Der junge Mainzer Architekt, ein heute weithin vergessener Schüler des berühmten Kirchenbau-meisters Ludwig Becker, wurde auf Vorschlag von Bischof Endert zur Einreichung einer Wettbewerbsarbeit aufgefordert. Man darf anmerken, daß die kunstinteressierte Öffentlichkeit dem Architekten Greifzu schon damals so gut wie keine Beachtung schenkte. Greifzu hat – soweit ich sehe – seine Sakralbauten, darunter viele gotisierende oder romanisierende Kleinkirchen, fast ausschließlich in kleineren Städten und auf dem Lande errichtet und fast durchgängig im Bistum Mainz.⁹⁸ Wenn der verhältnismäßig unbekannte Architekt in dem bereits zitierten Brief des Marburger Stadtpfarrers an erster Stelle genannt wird, dann geschieht dies wohl aus dem einfachen Grund, daß es der unlängst verstorbene Bischof war, der Greifzu ins Spiel gebracht hatte. Die Hintergründe sind nicht vollends deutlich. Sicher scheint jedoch: Der Mainzer Architekt hatte schon einmal ein Bauwerk geplant, das auf fuldischem Diözesangebiet lag, die monumentale Kirche der Pfarrei St. Paul in Großauheim (1905–1907). Durch das Wettbewerbsverfahren, das der Auftragsvergabe vorausging, wird August Greifzu dem verantwortlichen Bischof bekanntgeworden sein. In der Architektenkonkurrenz um die Großauheimer Kirche hatte sich Greifzu, wie die Quellen belegen, unter anderem gegen Arnold Güldenpfennig, den Diözesanbaumeister des Bistums Paderborn, durchgesetzt.⁹⁹ Das Argument, das hier den Ausschlag gegeben hatte, war die Wirtschaftlichkeit seiner sehr zurückhaltenden Planung. Es wäre zu fragen, ob es dieses Kriterium war, das Greifzu auch angesichts der chro-

nisch angespannten Haushaltslage der Marburger Pfarrei als Entwurfslieferanten empfahl.

In wesentlich höherem Ansehen als Greifzu stand damals dessen Lehrer, den Pfarrer Weber in seinem Schreiben an das Ordinariat in Fulda an zweiter Stelle anführt, denn der äußerst geschäftstüchtige Architekt und spätere Mainzer Diözesanbaumeister Ludwig Becker (1855–1940) wurde ebenfalls zu dem beschränkten Wettbewerb um den Neubau einer Elisabethkirche in Marburg zugelassen. Becker, ein gebürtiger Kölner, der sich im Jahre 1884 als selbständiger Architekt in Mainz niedergelassen hatte, war einer der erfolgreichsten Baukünstler des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts, der herausragende Vertreter eines denkmalpflegerisch-bauhistorisch orientierten Späthistorismus.¹⁰⁰ Im Unterschied zu Greifzu hat Becker die Teilnahme an der Marburger Konkurrenz selbst beantragt, obwohl dem Wettbewerb offiziell kein Bewerbungsverfahren vorgeschaltet war. Kein einmaliger Fall: Im Konkurrenzkampf mit den Berufskollegen ist es dem erfolgshungrigen Becker etliche Male gelungen, sich die Teilnahme an einer beschränkten Konkurrenz bzw. den Zuschlag für einen Bau durch strategisch kluge Winkelzüge zu sichern.¹⁰¹ Vermutlich war Beckers „Initiativbewerbung“ der Marburger Kirchengemeinde äußerst willkommen. Als Becker seine Teilnahme anbot, war er gut 50 Jahre alt und stand im Zenit seiner künstlerischen Reputation (mit seinem Beitrag zum Wettbewerb um die Mailänder Domfassade hatte Becker auch auf der internationalen Bühne Anerkennung erfahren); sein vielleicht wichtigster Bau, der in der zeitgenössischen Kritik eine un-gemein positive Resonanz gefunden hatte, war am Jahrhundertbeginn entstanden: die – man darf ruhig sagen – gewaltige Herz-Jesu-Kirche in Koblenz (1900–1904), eines der größten neuromanischen Bauwerke im damaligen Deutschen Reich (Abb. 2).¹⁰²

Der dritte Teilnehmer der Marburger Architektenkonkurrenz sollte nach dem Willen des Auslobers der vielbeschäftigte Bochumer Regie-rungsbaumeister Hermann Wielers (1845–1917) sein, der seit 1880 als freischaffender Architekt tätig war und über die Grenzen Bochums hinaus ein hohes Prestige genoß. Insbesondere im Bereich des



2 Koblenz, Herz-Jesu-Kirche, Ansicht von Südosten (Postkarte, ca. 1910)

katholischen Kirchenbaus galt er als Kapazität.¹⁰³ Aber Wielers war an dem Marburger Wettbewerb nicht interessiert. Höflich, aber bestimmt lehnte er die Teilnahme ab. An seine Stelle trat – auf Wielers eigenen Vorschlag hin – die noch fast unbekannte Architektengemeinschaft Gebrüder Langenberg. Unter diesem Büronamen kooperierten drei Berufsanfänger: Julius, Theodor und Franz Langenberg, die zwischen 1878 und 1881 in Köln geborenen Söhne des renommierten Kirchen- und Klosterbaumeisters Gerhard Franz Langenberg

(1842–1902).¹⁰⁴ Die Gebrüder Langenberg, die das Rheinland nach dem Tod ihres Vaters (infolge innerfamiliärer Auseinandersetzungen) verlassen hatten, waren mit ihrem Architekturbüro seit 1904 in Kassel ansässig.¹⁰⁵ Katholisch geprägt, hatten sie im Diasporabistum Fulda eine neue Heimat gefunden. Die Arbeits- und Bürogemeinschaft, deren Wirkungskreis in der Regel auf die Region Kassel begrenzt blieb, hat das kirchliche Bauen niemals dauerhaft und ausschließlich in das Zentrum ihrer Arbeit gerückt, was als Fol-

ge der Diasporasituation zu erklären sein könnte. Im Jahre 1906, als der Marburger Wettbewerb angestoßen wurde, war das junge Büro zum ersten Mal auf dem Gebiet der Kirchenbaukunst hervorgetreten (Melsungen, Pfarrkirche St. Mariä Himmelfahrt).¹⁰⁶

Wer das Feld der Wettbewerbsteilnehmer unter Einschluß von Hermann Wielers, der zur Teilnahme immerhin eingeladen worden war, überblickt, wird zunächst die Trennlinien und somit nichts Übergreifendes und Gemeinsames erkennen. An dem Verfahren beteiligt waren ältere und jüngere, arrivierte und weniger arrivierte Architekten, solche, deren Schaffen durch eine gewisse Provinzialität gekennzeichnet ist, und solche, deren Namen und Bauprojekte in ganz Deutschland bekannt waren. Aber neben diesen Unterschieden gibt es auch beträchtliche Übereinstimmungen. Die erste und wichtigste Gemeinsamkeit ist natürlich die Konfessionsbindung, die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche. Gemeinsam ist den Teilnehmern auch, daß sie als Kirchenbaumeister im stilhistorischen Bezug auf Romanik und Gotik ein mehr oder minder deutliches Profil gewonnen hatten. Auch die jüngeren Bewerber (Greifzu, Gebrüder Langenberg) gehörten noch zu einer Architektengeneration, die auf der Basis detaillierter kunsthistorischer Kenntnisse wie selbstverständlich im neugotischen und neuromanischen Kirchenstil baute. Gewiß, was den Umfang ihrer stilimitierenden Mittelalter-Rezeption betrifft, so standen die jüngeren Teilnehmer hinter Becker und Wielers weit zurück.

Noch eine andere Gemeinsamkeit der Konkurrenzteilnehmer ist hervorzuheben. Nicht einer war gebürtiger Marburger, nicht einer gebürtiger Oberhesse. Es scheint, als habe man zu dem beschränkten Wettbewerb mit Bedacht nur solche Architekten zugelassen, die im Rheinland geboren waren, dort ihre baukünstlerische Kompetenz erworben hatten und – von der Bürogemeinschaft Langenberg abgesehen – ihren Beruf nach wie vor an Rhein und Ruhr ausübten. Vielleicht ist die Schlußfolgerung erlaubt, daß sich in der regionalen Gebundenheit des Teilnehmerfeldes ein architekturästhetisches Programm widerspiegelt, denn im katholischen Kirchenbau der Rheingegend gab es seinerzeit eine wachsende Vorliebe für den hi-

storisierenden Stilbezug auf Bauwerke der rheinisch-staufischen Romanik, was hier nicht ausführlich dargelegt werden muß.¹⁰⁷ Welche Rolle dieser Formkomplex für die Auslobung des Marburger Wettbewerbs spielte, wird zu zeigen sein.

Bis alle teilnehmenden Architekten ihre Vorschläge zur Lösung der Wettbewerbsaufgabe eingereicht hatten, war mehr als die Hälfte des Elisabeth-Gedenkjahres 1907 verstrichen. Binnen kürzester Zeit kamen die Entwürfe, die sich heute im Pfarrarchiv der Gemeinde St. Peter und Paul in Marburg befinden, auf die Tagesordnung des Kirchenvorstandes und der Gemeindevertretung, ohne daß in der Frage, welcher Beitrag als der beste anzusehen sei, eine vollständige Einigung zwischen den Gemeindegremien und dem zuständigen Pfarrer hergestellt werden konnte.¹⁰⁸ Von einer verfahrenen Situation zu sprechen, ginge aber zu weit, denn die Gemeindemitglieder und ihr Pfarrer waren unter der Autorität des Diözesanbischofs an ein bestimmtes *Procedere* gebunden, das die Entscheidungsfreiheit des Bauträgers ohnehin stark einschränkte. Nach kanonischem Recht darf keine Kirche ohne ausdrücklich und schriftlich erteilte Zustimmung des Ortsordinarius erbaut werden.¹⁰⁹ Kein Wunder also, daß die Wettbewerbsbeiträge schon bald – mit Datum vom 13. Oktober 1907 – zur Begutachtung an die zuständige kirchliche Autorität versandt wurden. Von größter Wichtigkeit für die historische Rekonstruktion der Ausschreibungsbedingungen ist das Begleitschreiben, das Pfarrer Weber nutzte, um die Kernpunkte des Wettbewerbsprogramms kurz und prägnant zu rekapitulieren (eine förmliche Ausschreibung ist, wie erwähnt, nicht überliefert).¹¹⁰

Nach Darstellung des Pfarrers waren vier Festlegungen für das Wettbewerbsverfahren maßgebend. Zunächst: „Nach Verabredung mit dem hochsel. Bischof Adalbert wurde der romanische resp. Übergangsstil als dem Anfang des 13. Jahrhunderts entsprechend gewählt.“ Weiter: „Vorgeschrieben wurde eine 1000 bis 1200 qmtr große bebaute Fläche und eine solche Anordnung im Plane, daß erst der Chor und dann nach Maßgabe der Mittel der Kirchenleib gebaut werden kann.“ Ferner: „Vorschrift war, daß der Querarm der Kirche mindestens 15 mtr von der Fluchtlinie der Biegenstraße zurückbleiben müsse.“ Und

schließlich: „Gewünscht wurde von mir persönlich der Bau einer Kuppel, während ich in allen bautechnischen Dingen volle Freiheit ließ.“ Wichtig für die Planungen war des weiteren eine finanzielle Richtmarke, die Pfarrer Weber in seinem Brief an die Bistumsverwaltung eher beiläufig anspricht. Wie es scheint, war hinsichtlich der Baukosten eine Höchstgrenze festgelegt worden. Weber teilt hierzu mit, daß die Bausumme für die Kirche (ohne Pfarrhaus) „im nachhinein“ auf 300.000 Mark erhöht wurde – aus welchen Gründen, sagt er nicht. Die teilnehmenden Architekten mußten unterschreiben, daß sie „die Skizzen und Kostenanschläge gratis liefern“, und sie mußten „sich verpflichten, eventuell für die von ihnen berechneten Kosten die Kirche selbst herzustellen.“ Es fällt auf, daß Webers Resümee des Ausschreibungsprogramms keine funktional-liturgischen Bestimmungen enthält. Die liturgischen Erfordernisse hatten wohl nach keiner Spezifizierung verlangt, da vorgesehen war, nur erfahrene Kirchenbaumeister zur Teilnahme aufzufordern.

Überraschend und kommentierungsbedürftig ist die erste und elementare Weisung, die Pfarrer Weber in seinem Schreiben anführt: die Stilvorgabe. Kennzeichnend für den Architekturhistorismus des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts ist im allgemeinen eine gewisse Beliebigkeit in der Stilauswahl, die auch im Wettbewerbswesen in mancherlei Hinsicht zur Geltung kam. Nicht selten wurden mehrere Stile zur Wahl gestellt, oder die Stilwahl wurde freigestellt. Das Wettbewerbsprogramm für die neue katholische Pfarrkirche in Marburg war in dieser Hinsicht restriktiv: Gefordert war der (spät-)romanische Architekturstil, der „Übergangsstil“. Wie läßt sich diese verbindliche Festlegung erklären?

Begriffe wie „Übergangsstil“ oder „Übergangsbaukunst“, die in der Wissenschaftssprache bereits um 1850 gängig waren, haben bis zur Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert eine Verbreitung erfahren, die – über die wissenschaftlichen Institutionen in ihrer Esoterik hinaus – weit in die historisch gebildete Öffentlichkeit hineinreichte.¹¹¹ Als architekturhistorischer Terminus, der sich in ein stilgeschichtlich konzipiertes Entwicklungsmodell der europäischen Kunstgeschichte einfügen mußte, geht der Begriff Übergangsstil auf

den Denkmalpfleger und Dichter Ludovic Vitet (1802–1873) zurück, der im Mai 1830 für das mittelalterliche Köln einen Übergangsstil als selbständige Bauepoche am Beginn des 13. Jahrhunderts konstatierte; das Kulturdenkmal, das Vitet besonders im Blick hatte, war die Westpartie der ehemaligen Stiftskirche St. Kunibert.¹¹² Man darf sich durch den Begriff nicht irreführen lassen: Der Übergangsstil, wie man ihn im 19. Jahrhundert vorzugsweise verstand, ist mehr als eine Hybridform in der Stilphasenabfolge, ist, mit anderen Worten, nicht nur Ausläufer des Romanischen oder Vorstufe des Gotischen, sondern ein autonomer Zwischenstil, der die sakrale Baukunst der späten Stauferzeit in starkem Maße geprägt hat.¹¹³ Die wichtigsten Strukturmerkmale der Übergangsbaukunst sind (1) die reiche Silhouettierung der Außenarchitektur, genauer gesagt: die komplizierte Gruppierung gelagerter Bauteile in Verbindung mit Doppel- oder Einturmfassaden und Chortürmchen, die sich zumeist um eine dominierende Mitte anordnen, (2) die Teilauflockerung der Baumasse und (3) der plastische Reichtum der Oberflächengliederungen.¹¹⁴ Die Baudenkmäler, die den romanisch-gotischen Übergangsstil in fast idealer Weise verkörpern, sind nach der Stilfibelweisheit der damaligen Zeit – wohl vor allem wegen ihrer Außenansichten – die ehemalige Stiftskirche St. Georg in Limburg und die Marienkirche in Gelnhausen, aber auch das Quirinus-Münster in Neuss, der Bamberger Dom und der Westchor des Naumburger Doms wurden immer wieder genannt.¹¹⁵

Was mag die Verantwortlichen in der Marburger Gemeinde dazu bewogen haben, die neue Elisabethkirche im Übergangsstil zu planen?

Zunächst ist die Feststellung wichtig, daß hier keineswegs auf einen lokal bestimmenden Stil Rücksicht genommen wurde. In Marburg herrschte bis zur Jahrhundertwende eine Periode gotisierender Architektur, als deren Auftakt die Restaurierung der Elisabethkirche (1854–1861) durch den Universitätsarchitekten Friedrich Lange gelten kann.¹¹⁶ Als die neue katholische Pfarrkirche projektiert wurde, war Romanisches in Marburgs historisierender Fassadenkultur so gut wie nicht vorhanden. Die als Solitärbau konzipierte Synagoge in der Universitätsstraße, die nach Entwür-

fen von Wilhelm Spahr erbaut worden war (1896–1897) und in der Reichspogromnacht in Flammen aufgegangen ist, ließ zwar im Material und in den Details an romanische Bauten denken, erinnerte aber in bautypologischer Hinsicht entschieden an die spezifisch byzantinische Tradition der Kreuzkuppelkirche.¹¹⁷ Reminiszenzen an die Romanik im engeren Sinne gab es im Marburger Architekturhistorismus nicht oder kaum. Mit dem Kaiser-Wilhelm-Turm (1887–1890) hatte der romanische Baustil ein seltenes Mal Anwendung gefunden, allerdings nicht in der Stadt, sondern gegenüber der Stadt, auf den Lahnbergen.¹¹⁸ Nach der einseitigen Bevorzugung gotisierender Bau- und Dekorationselemente traten im Marburger Baugeschehen zu Anfang des 20. Jahrhunderts die neuzeitlichen Stile als Formvorbilder in den Vordergrund.¹¹⁹ Das zwischen den Klinikbauten im Norden und der Lahn im Süden gelegene Biegeviertel, in dem die neue Elisabethkirche im romanisch-gotischen Übergangsstil errichtet werden sollte, erhielt eine Wohnbebauung, die insbesondere durch Renaissanceformen geprägt ist. Neubarocken Charakter haben dagegen der Hauptbahnhof (1907–1909) und die Jägerkaserne am Kämpfrasen (1913).¹²⁰

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts waren romanisierende Bauformen in Marburg also praktisch traditionslos. Freilich, blickt man über den Marburger Stadthorizont hinaus und fokussiert die Architekturgattung der katholischen Pfarrkirche um 1900, so erscheint der Rückgriff auf Stilelemente der Romanik nicht als Neuheit oder Anomalie, aber auch nicht als Vorgang von konsolidierter Selbstverständlichkeit, denn die Neogotik blieb bis 1914 in der Neubautätigkeit der deutschen katholischen Kirche eine Art „Normalstil“.¹²¹ Ich führe nur ein Beispiel an: Wenn der Erzbischof von Köln, Kardinal Fischer, noch im Jahr 1912 verordnen ließ, daß neue Kirchen „gotisch“, „romanisch“ oder „im Übergangsstil“ zu erbauen seien, waren die beiden vorgotischen Stiloptionen schon ein Zugeständnis, denn der christliche Sakralstil par excellence war nach herrschender Überzeugung der gotische.¹²² Erst in den Weimarer Jahren traten im katholischen Kirchenbau die romanisierenden Formtendenzen in stärkerem Maße hervor.¹²³ So ergibt sich, daß die im Einvernehmen mit Bischof Endert getroffene Entscheidung, die

neue Marburger Elisabethkirche in Anlehnung an vorgotische Stilformen entwerfen zu lassen, Momente der Besonderheit und Regelüberschreitung implizierte, was jedoch nicht unbedingt bedeuten muß, daß der Wille zur Differenz für die Stilerwägungen maßgeblich war.

Nach Darstellung des Pfarrers war für die Stilentscheidung ein anderer Gesichtspunkt ausschlaggebend: „[...] der romanische resp. Übergangsstil“, so heißt es, wurde „als dem Anfang des 13. Jahrhunderts entsprechend gewählt“.¹²⁴ Damit ist vermutlich gemeint: Der Übergangsstil ist in Anbetracht des Elisabethpatroziniums ein historisch angemessener Kirchenstil, da er zu Lebzeiten der heiligen Elisabeth auf deutschem Boden zur Entfaltung kam. Das Angemessenheitskriterium, das der Stilwahl zugrunde lag, bezog sich also auf die geschichtliche Identität der Heiligen, zu deren Ehre die Kirche geweiht werden sollte. Dem Anschauungsgehalt des historisierenden Neubaus war, mit anderen Worten, die Funktion zugedacht, an die irdische Existenz der himmlischen Patronin zu erinnern. Die geforderte Stilrezeption war also keine willkürliche Setzung, auch nicht Sache des persönlichen Geschmacks. Es ist dann jedoch bezeichnend, daß im vorliegenden Fall keine der damals üblichen Stilbegründungen wirksam wurde: Es ging hier nicht darum, den historisch gewachsenen Organismus des Ortes sinnvoll zu kompletieren und Elemente aus einer regionalspezifischen Architekturgeschichte im Medium historistischer Baukunst zu vergegenwärtigen. Es ging auch nicht darum, der „politischen“ Neuromanik, wie sie seit etwa 1890 im Rahmen der offiziellen Architektur des Deutschen Kaiserreiches als *der* deutsche Baustil in Stellung gebracht wurde,¹²⁵ Vorschub zu leisten. Ebenso wenig ging es darum, die konfessionelle Inanspruchnahme einer bestimmten mittelalterlichen Stilphase als Demonstration des Katholischen aufzugreifen oder einen kanonisch fixierten Idealstil anzuwenden.¹²⁶ Die Rezeption spätromanischer Formen sollte vielmehr – es sei wiederholt – eine historisch adäquate Sinngehalt erzeugen, die mit architektonischen Mitteln auf die Kirchenpatronin und den Kirchentitel verweist: St. Elisabeth. Fast will es scheinen, als habe die namengebende Weihe, die im voraus beschlossen war, das wichtigste Kennzeichen des geplanten



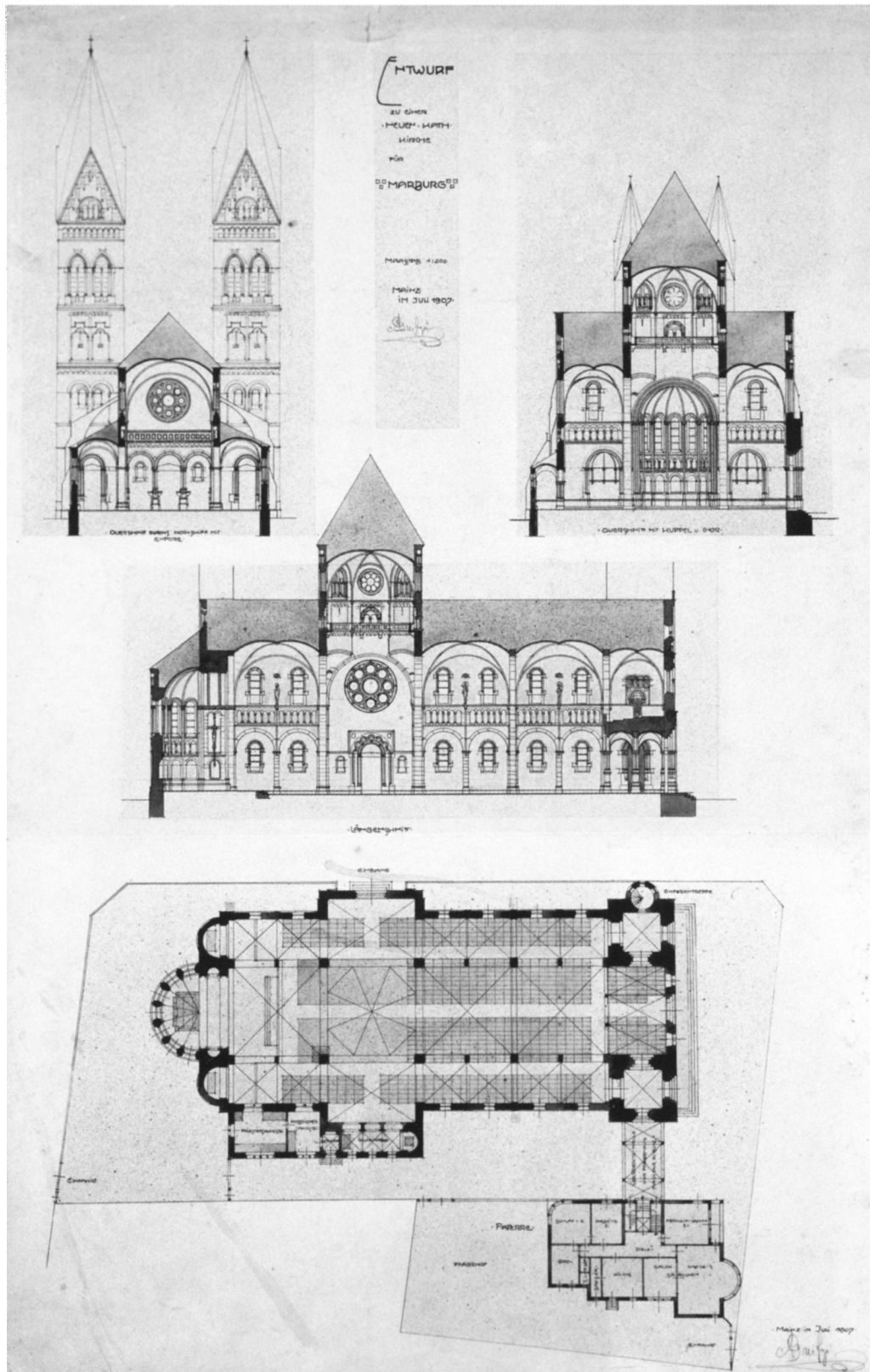
3 August Greifzu, Entwurf für den Neubau der Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, Entwurfsvariante mit Doppelturmfassade (perspektivische Ansicht)

Kirchengebäudes dargestellt – was tendenziell einer Betrachtungsweise entspräche, die für die Architekturauffassung des Mittelalters von Bedeutung war.¹²⁷ Daß für die hier interessierende Planungsaufgabe das Elisabethpatrozinium ein großes Gewicht hatte und zum formbestimmenden Faktor wurde, ist nur vor dem Hintergrund der nachwirkenden Kontroversen um die liturgische Nutzung der Elisabeth-Grabeskirche zu verstehen. In der räumlichen Konkurrenzbeziehung zur alten Elisabethkirche sollte die neue einen Stilcharakter erhalten, der aufgrund seines geschichtlichen Her-

kommens in besonderer Weise dazu geeignet war, die heilige Elisabeth in historisch angemessenem Stilkostüm zu repräsentieren.

Die Wettbewerbsentwürfe im Vergleich: Argumente und Entscheidungsvorschläge

Die Architekten, die der Aufforderung zur Einreichung von Kirchenentwürfen für die katholische Gemeinde in Marburg nachgekommen sind, haben je zwei Vorschläge ausgearbeitet. August



4 August Greifzu, Entwurf für den Neubau der Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, Entwurfsvariante mit Doppelturmfassade (Quer- und Längsschnitte, Grundriß)

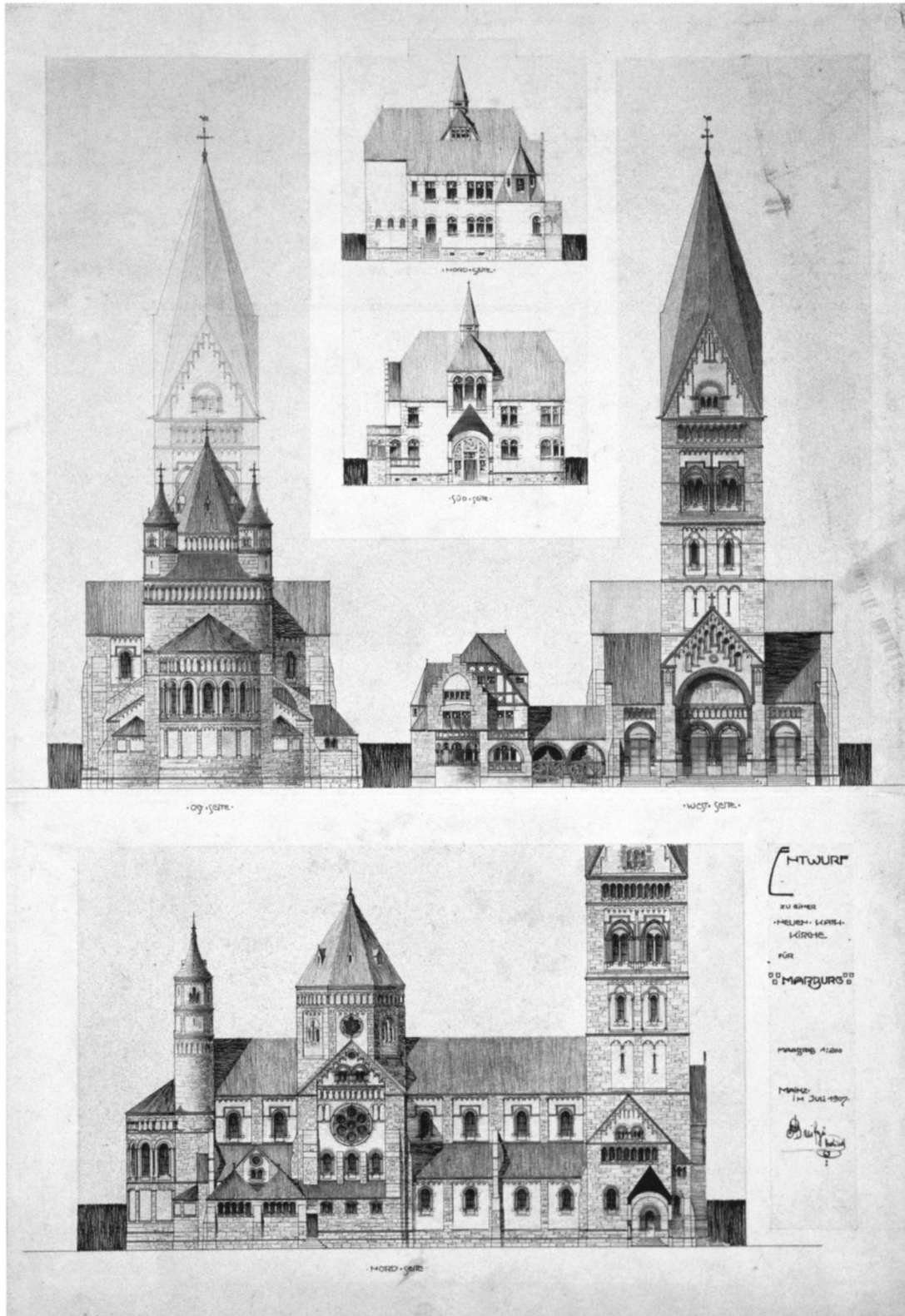


5 August Greifzu, Entwurf für den Neubau der Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, Entwurfsvariante mit Einturmfassade (perspektivische Ansicht)

Greifzu hat eine Planung mit doppeltürmiger Westfassade (Abb. 3–4) und eine eintürmige Entwurfsvariation entwickelt (Abb. 5–6). Auch die Gebrüder Langenberg lieferten ein Projekt mit westlicher Zweiturmfront (Abb. 7–9) und eine Variante mit Einturmfront (Abb. 10). Ludwig Becker hingegen legte zwei Entwürfe mit Doppel-

turmfront vor, einen mit einer mächtigen Vierstufenskuppel (Abb. 11–13) und eine Planvariante mit einer deutlich kleineren Kuppelarchitektur im Bereich der Choranlage (Abb. 14–16).

Nicht nur in Marburg, auch in Fulda wurden die Projekte der Wettbewerbsteilnehmer kritisch gesichtet. Bevor hier abschließend die Begutach-



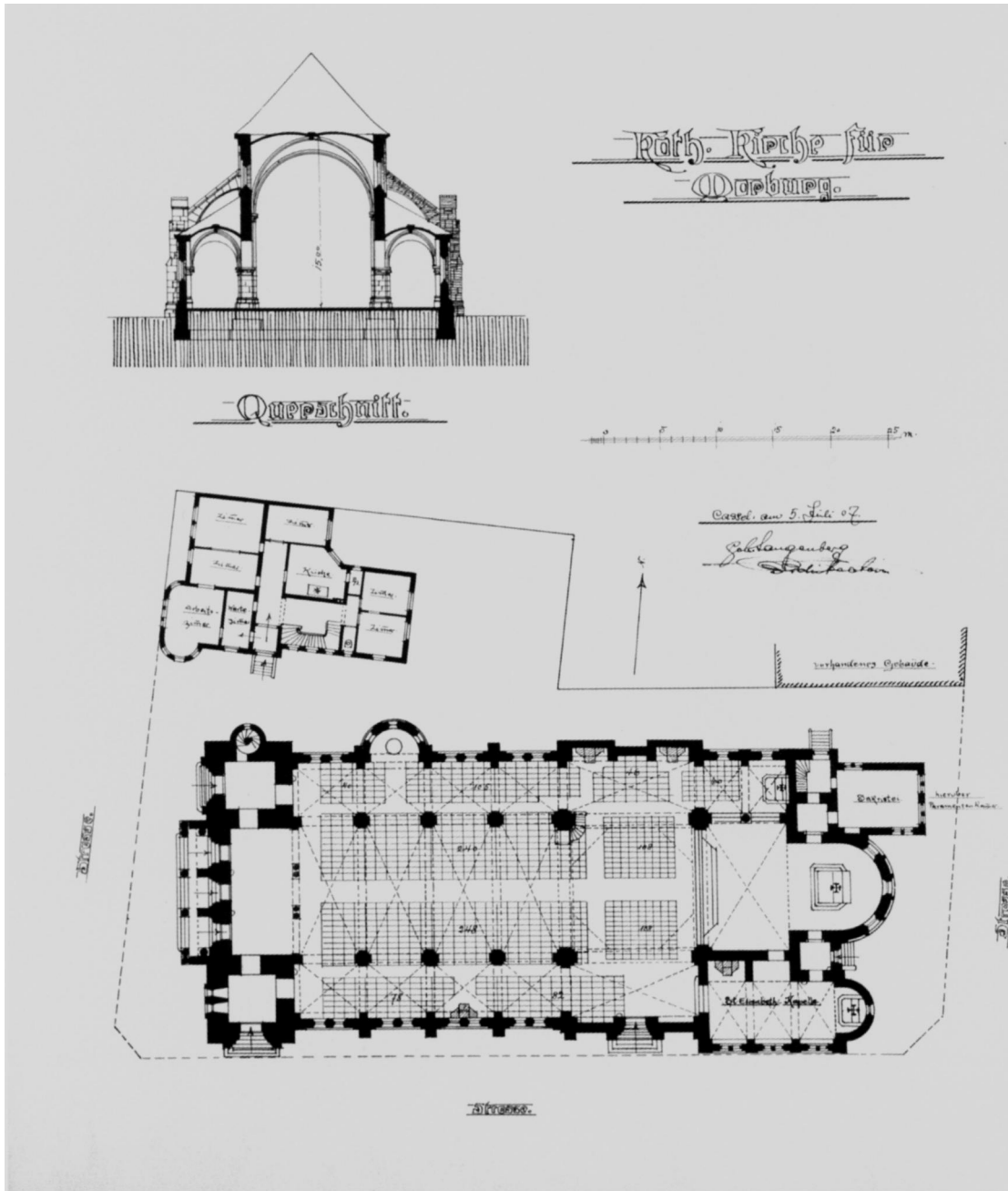
6 August Greifzu, Entwurf für den Neubau der Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, Entwurfsvariante mit Einturmfassade (Ansichten)



7 Gebrüder Langenberg, Entwurf für den Neubau der Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, Entwurfsvariante mit Doppelturmfassade (perspektivische Ansicht)

tung von seiten der Diözesanregierung in ihren wesentlichen Punkten nachgezeichnet wird, ist das Beratungsergebnis der gemeindlichen Gremien zu rekapitulieren. „Der Kirchenvorstand hat“, dies berichtet Pfarrer Weber in seinem Schreiben an das Ordinariat vom 13. Oktober 1907, „sämtliche Projekte als beachtenswert anerkannt.“ Indes: „Für die engere Wahl kommen in Betracht: 1) Langenbergs Variante mit 2 westlichen Türmen, 2) Beckers originell-praktischer Kuppelbau, 3) Greifzuss Entwurf mit 2 westlichen Türmen.“¹²⁸ Der Brief läßt erkennen, daß die Leitung der Gemeinde rund 1.000 Sitzplätze als Planungsvorgabe festgesetzt hatte. Der Pfarrer betont, daß die drei Entwürfe, die in die engere Wahl kommen, den genannten Richtwert einhalten oder sogar über-

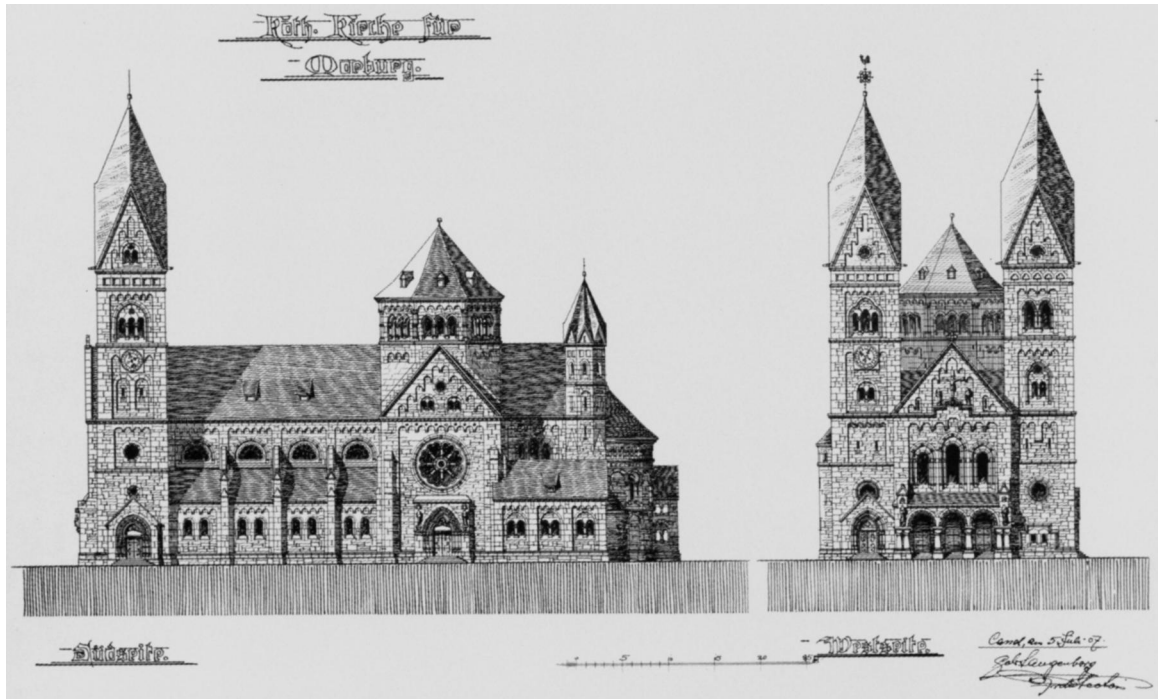
bieten: In der Variante von Langenberg seien 670 Plätze für Erwachsene, 276 für Kinder und 250 bis 300 Stehplätze vorgesehen; die fünftürmige Kirche von Greifzu biete 880 Plätze für Erwachsene, 300 für Kinder und ca. 800 Stehplätze; die Kuppelkirche von Becker enthalte 726 Plätze für Erwachsene, 278 für Kinder und 1.096 Stehplätze.¹²⁹ Auch in puncto Kostenschätzung werden die drei Projekte vergleichend diskutiert. Die Abstände waren nicht groß, aber der Entwurf der Gebrüder Langenberg aus Kassel, so schien es, würde die höchsten Kosten verursachen. Als Pfarrer Weber schließlich – wenn auch nur kurz – auf den spezifisch künstlerischen Charakter der Bauentwürfe zu sprechen kommt, wird auf die Wettbewerbsarbeit der Langenbergs nicht mehr eingegangen, weil



8 Gebrüder Langenberg, Entwurf für den Neubau der Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, Entwurfsvariante mit Doppelturmfassade (Querschnitt, Grundriß)

man diesem Entwurf in Marburg offenbar weniger Wertschätzung entgegenbrachte. Nur die beiden Mainzer Architekten, namentlich August Greifzu und sein Lehrer Ludwig Becker, der einen deutlichen Bekanntheitsvorsprung hatte, kamen in die

allerengste Auswahl: „Das 5-Turm-Projekt von Greifzu trägt den reinen Stilcharakter der schönsten romanischen Monumentalbauten und wird ein Gegenstück der herrlichen Herz-Jesu-Kirche in Coblenz sein.“¹³⁰ Der Entwurf von Greifzu ist

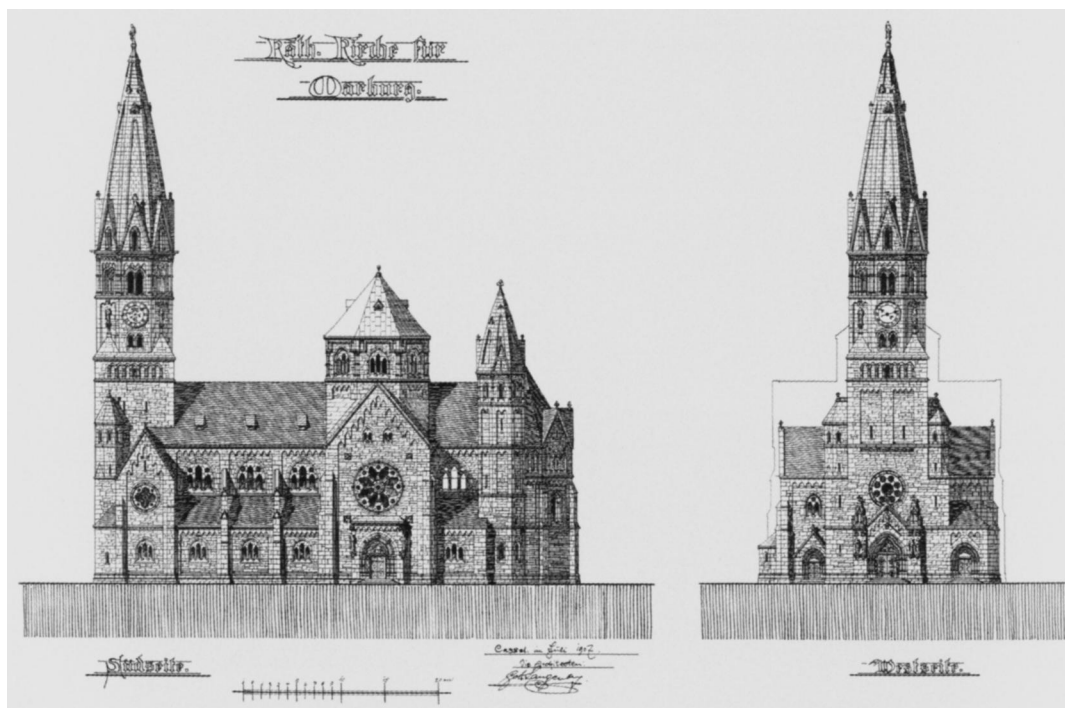


9 Gebrüder Langenberg, Entwurf für den Neubau der Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, Entwurfsvariante mit Doppelturmfassade (Ansichten)

aus Sicht des Pfarrers also derart gelungen, daß er den Bestleistungen romanischer und neuromanischer Architektur ebenbürtig scheint (Abb. 3–4; vgl. Abb. 2). Zudem wird durch den Vergleich mit Beckers Koblenzer Kirche suggeriert, der Schüler stehe seinem Lehrer in nichts nach. Aber auch die Neubauplanung, die Becker für Marburg entwickelt hat, erhält hohes Lob (Abb. 11–13): „Der Kuppelbau von Becker ist ein eigenartiger, keine Wiederholung bereits ausgeführter Bauten darstellender Monumentalbau der Übergangszeit vom romanischen zum gotischen Stile (1. Hälfte des 13. Jahrhunderts). Die Mitglieder des Kirchenvorstandes und der Gemeindevertretung neigen dem Kuppelbau von Becker, ich persönlich dem Projekt von Greifzu zu.“¹³¹ Mit diesem etwas zwiespältigen Urteil endet der Erläuterungsbericht, der die Entwürfe nach Fulda begleitete.

In der Diözesankurie mit ihren festliegenden Zuständigkeiten fiel die Beurteilung der Wettbewerbsbeiträge in den Geschäftsbereich eines ge-

wissen Leopold Stoff (1846–1919), der seit dem 1. Juni 1906 die Stelle eines Domkapitulars in Fulda innehatte.¹³² Ein Diözesanbauamt existierte zu damaliger Zeit nicht. Auch in den meisten anderen deutschen Bistumsverwaltungen gab es noch keine spezialisierten Bauabteilungen. Wie es scheint, agierte das Bauwesen der fuldischen Kirche kaum mit verschriftlichten Regeln. Trotzdem lassen sich die Arbeits- und Entscheidungsstrukturen verhältnismäßig gut rekonstruieren. Von besonderer Wichtigkeit ist in diesem Zusammenhang ein Brief aus dem Jahr 1919. Als nach dem Ersten Weltkrieg im Erzbistum Freiburg die Reorganisation der kirchlichen Bauangelegenheiten ins Haus stand, ließ Erzbischof Nörber anfragen, welche Stellen im Bistum Fulda mit der Errichtung und Erhaltung kirchlicher Gebäude befaßt seien (bis 1929 gehörte Fulda zu den Suffraganbistümern der Erzdiözese Freiburg). Für die kirchliche Bauaktivität verantwortlich, so der Antwortbrief, seien zum einen die örtlichen Pfarrämter und zum



10 Gebrüder Langenberg, Entwurf für den Neubau der Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, Entwurfsvariante mit Einturmfassade (Ansichten)

anderen das Bischöfliche Generalvikariat, das gewöhnlich eine gutachtliche Empfehlung des zuständigen Referenten einhole, und dieser Referent sei „bisher“ Domkapitular Stoff gewesen (da Stoff am 27. Juni 1919 verstorben war, sollte künftig ein anderer die Aufgaben des Bau- und Kunstreferenten in der Diözesanverwaltung wahrnehmen).¹³³

Das hier interessierende, knapp 15 Seiten umfassende Wettbewerbsgutachten,¹³⁴ das Leopold Stoff Ende 1907, Anfang 1908 ausgearbeitet und dessen Kerngedanken der Generalvikar am 17. Februar 1908 an die Marburger Gemeinde übermittelt hat,¹³⁵ folgt traditionsverhafteten Maßstäben, die letztlich auf Vitruvs Architekturtheorie zurückgehen: „Neben der Forderung eines klassischen Stiles der Kirche sind praktische Brauchbarkeit und Dauerhaftigkeit die wichtigsten Erfordernisse, gegen welche individuelle Liebhabereien in den Hintergrund treten müssen“, erklärt Stoff.¹³⁶ Die im Original unterstrichenen Begriffe korrespondieren mit der vitruvischen Begriffstria *uti-*

litas, firmitas und *venustas*, die hier auf das Gebiet der neumittelalterlichen Sakralbaukunst übertragen wurde: Wenn „klassischer Stil“ verlangt wird, dann ist im gegebenen Zusammenhang der klassisch ausgeprägte Übergangsstil gemeint, und „praktische Brauchbarkeit“ heißt hier vor allem Funktionsgerechtigkeit im Liturgischen.

Aufmerksamkeit verdient zunächst das Kriterium der Dauerhaftigkeit bzw. Stabilität (*firmitas*), denn unter diesem Aspekt fällt der Gutachter ein Vernichtungsurteil gegen Greifzu, dessen fünftürmige Projektvariante der Marburger Stadtpfarrer ausgeführt sehen wollte. Da Greifzu für die Umfassungsmauern der Seitenschiffe eine allzu geringe Mauerstärke vorsehe, sei der Entwurf nicht akzeptabel („die Kirche würde wohl bald einstürzen“).¹³⁷ Auch der Gestaltungsvorschlag von Ludwig Becker ist in bauphysikalischer Hinsicht nicht über jeden Zweifel erhaben; fraglich sei, ob der schwach konstruierte Kuppelunterbau den Druckkräften des Gewölbes auf Dauer standhalten kön-



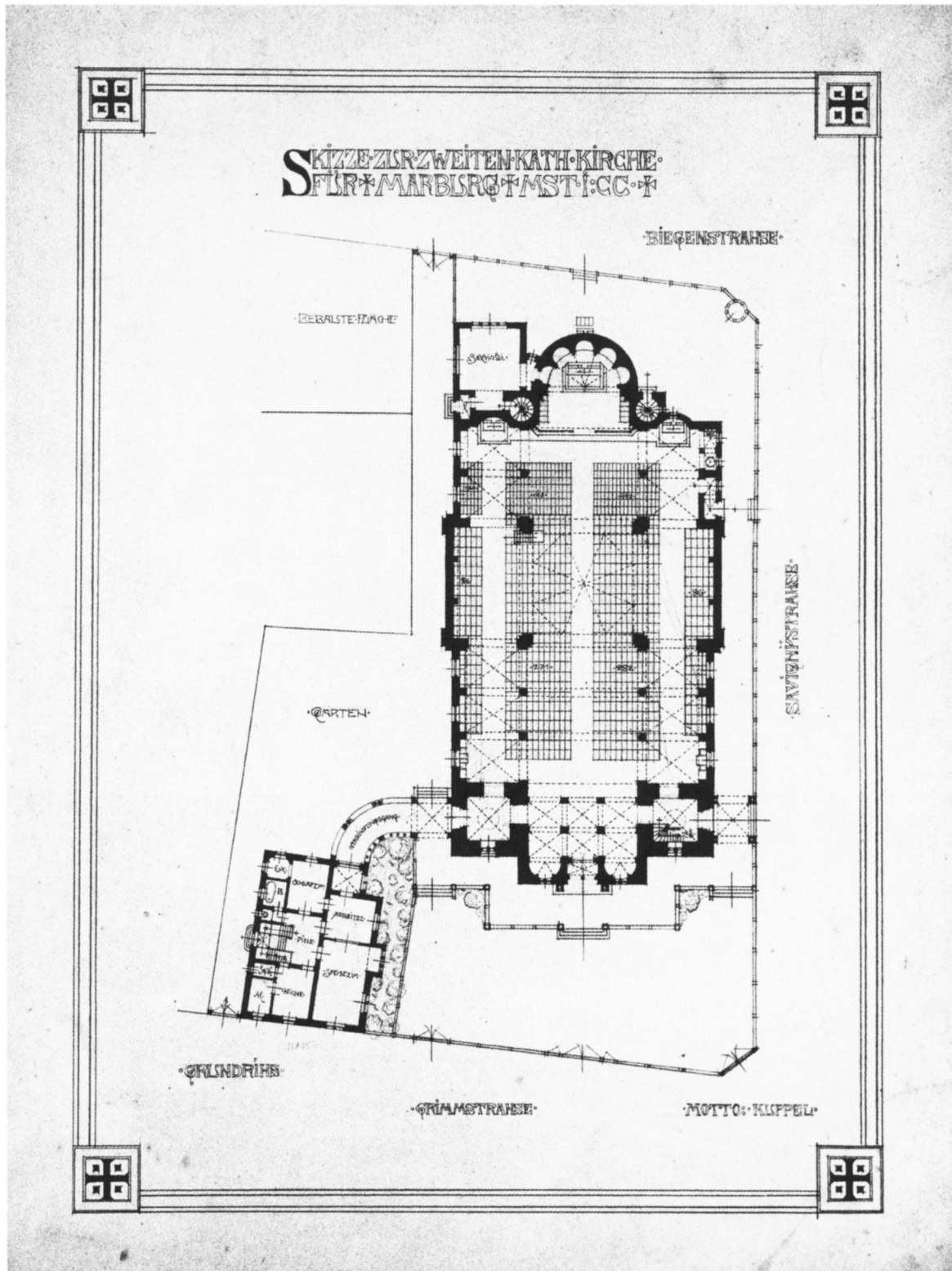
11 Ludwig Becker, Entwurf für den Neubau der Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, Entwurfsvariante mit Vierungskuppel (perspektivische Ansicht)

ne.¹³⁸ Mit Sicherheit ließe sich jedenfalls vorhersagen, daß die unverhältnismäßig große Kuppel im Laufe der Zeit größere Reparatur- und Unterhaltungskosten verursachen würde.¹³⁹ Indes: Was den konstruktiven Aufbau des Gebäudes betrifft, so kann nach Auffassung des Domkapitulars kaum daran gezweifelt werden, daß die Kirche, die das Büro Langenberg projektiert hat, „Jahrhunderte dauern wird, was bei dem Becker’schen Plane weniger sicher ist und bei dem Greifzu’schen Plan geradezu unmöglich scheint.“¹⁴⁰

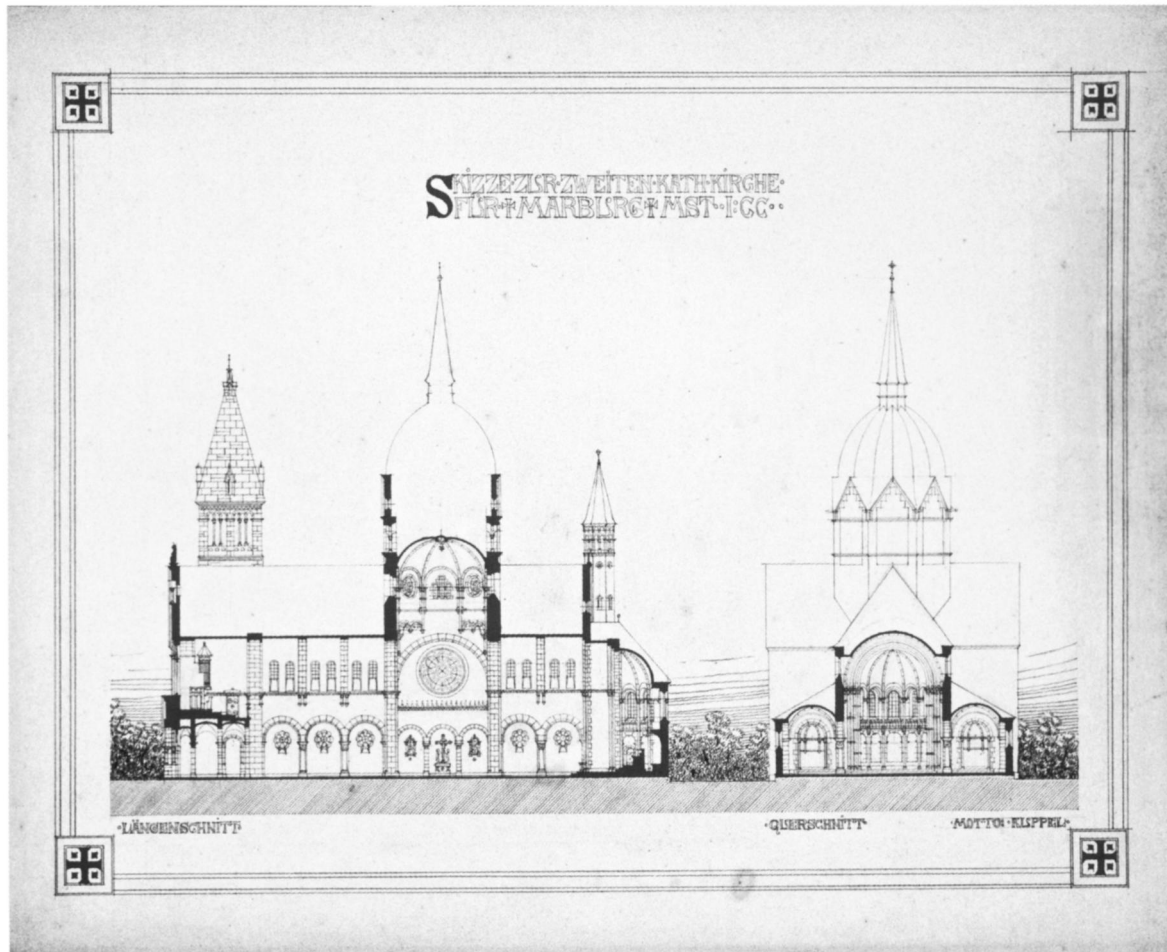
Die Argumente und Beobachtungen, die sich unter dem Gesichtspunkt der „praktischen Brauchbarkeit“ (*utilitas*) ergeben, nehmen im Argumentationsverlauf des Gutachtens den größten Raum ein. Nur wenig kann hier hervorgehoben werden. Wichtig scheint mir fürs erste die grundlegende Feststellung, daß der Gutachter die zur Beurteilung anstehenden Kirchenprojekte keineswegs in erster Linie am Vorbild mittelalterlicher

Architektur mißt. Vielmehr bewertet er die erbrachten Leistungen nach der Erfüllung praktisch-technischer Bedingungen: sinnvolle Nutzung der Grundstücke, zweckmäßige Raumanordnung, genügende Beleuchtung. Indem der Domkapitular vor allem praktisch motivierte Kriterien ins Feld führt, partizipiert er an den dominierenden Wahrnehmungs- und Beurteilungsmaßstäben der damaligen Architekturkritik.¹⁴¹ Gewiß spielt hier auch das nutzungsbezogene Kunst- und Architekturverständnis der Kirche eine Rolle. Das bedeutet: Wenn Domkapitular Stoff in seinem Gutachten schreibt, der Plan der Langenbergs „ist aufs Praktische gewichtet, und das Praktische allein ist maßgebend“,¹⁴² so ist dies ein Ausdruck von Hochschätzung.

Bei der vergleichenden Begutachtung der drei Projekte, die von der betroffenen Pfarrei in die engere Auswahl gezogen worden waren, fällt dem Gutachter negativ auf, daß die Zahl der Sitz- und



12 Ludwig Becker, Entwurf für den Neubau der Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, Entwurfsvariante mit Vierungskuppel (Grundriß)

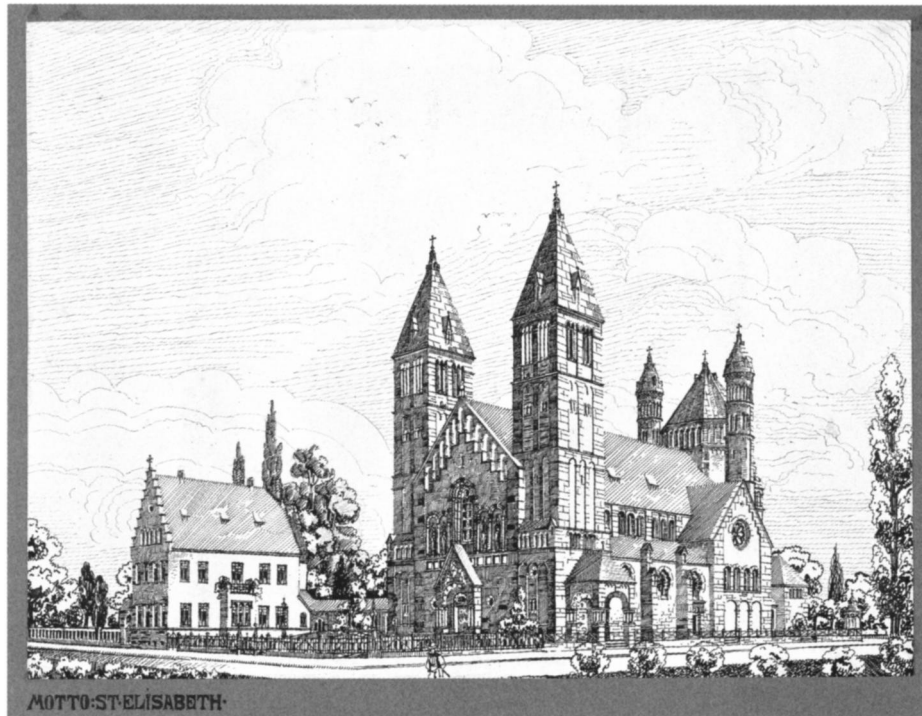


13 Ludwig Becker, Entwurf für den Neubau der Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, Entwurfsvariante mit Vierungskuppel (Längs- und Querschnitt)

Stehplätze pro Quadratmeter desto höher veranschlagt wird, je kleiner die nutzbare Fläche im Innenraum bemessen ist (Becker: 2100 Steh- und Sitzplätze auf 920 qm; Greifzu: 1980 Steh- und Sitzplätze auf 855 qm; Langenberg: 1245 Steh- und Sitzplätze auf 1056 qm).¹⁴³ In den Entwürfen der Gebrüder Langenberg erblickt der Domherr diejenige Raumausnutzung, die für die Teilnahme der Gemeinde an Kult und Anbetung die besten Voraussetzungen bietet. Aber nicht nur der Raum des Gemeindegottesdienstes war unter dem Gesichtspunkt der „praktischen Brauchbarkeit“ zu bewerten: Die Taufe mußte den ihr gebührenden Raum finden, und auch das Sakrament der Buße sollte in die Gestalt des Kirchenbaues auf angemessene Weise eintreten. In diesen beiden Hinsichten zeigten sich die Brüder Langenberg aus

Kassel den übrigen Konkurrenzteilnehmern erneut überlegen.

Was den Taufort betrifft, so hatten sowohl Becker als auch Greifzu die liturgischen Bestimmungen nicht genügend berücksichtigt. Bei Becker ist eine Taufkapelle auf der Südseite in der Nähe des Chores vorgesehen (Abb. 12), bei Greifzu liegt der Taufraum auf der Nordseite am Kreuzarm (Abb. 4). Die Langenbergs hingegen haben die Taufkapelle auf die Nordseite in die Nähe der Eingänge verlegt, was, laut Leopold Stoff, den liturgischen Erfordernissen am besten entspricht (Abb. 8).¹⁴⁴ Der Gutachter bezieht sich mit dieser Einschätzung auf den damals üblichen Taufvollzug: Der Feierverlauf nahm am Einzugsportal der Kirche seinen Anfang; dort wurde der Täufling empfangen („Öffne ihm, o Herr, die Tür zu deiner



14 Ludwig Becker, Entwurf für den Neubau der Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, Entwurfsvariante mit achteckigem Chorturm (perspektivische Ansicht)

Vaterliebe“), und erst dann bewegte sich der liturgische Zug zum Taufbecken.¹⁴⁵

Überlegungen zur formgerechten Spendung des Bußsakramentes haben lediglich in den Entwürfen der Gebrüder Langenberg Niederschlag gefunden (Abb. 8). Mit einiger Irritation mußte Domkapitular Stoff feststellen, daß in den Plänen von Becker und Greifzu Beichtstühle baulich nicht vorgesehen waren.¹⁴⁶

Die Überlegenheit der Kasseler Architekten zeigte sich ebenso bei näherer Beschäftigung mit den Portalarchitekturen. Becker hatte eine kleine windfangartige Vorhalle im Westen und eine zweite an der Südseite des Turmes vorgesehen (Abb. 11–12). Greifzu hatte in dieser Hinsicht keinerlei Vorkehrungen getroffen. Die Gebrüder Langenberg hingegen hatten, wie der Gutachter vermerkt, eine schöne und praktische Vorhalle entworfen, die besonders bei Regen und Schneefall Vorteile biete (Abb. 8–9).¹⁴⁷

In religiös-funktioneller Hinsicht war am fünf-türmigen Projekt der Langenbergs so gut wie nichts zu beanstanden. Das Gutachten führt nur

ein Monitum an: die Benennung einer Seitenkapelle als Elisabethkapelle (Abb. 8). Da beabsichtigt war, die Kirche als Ganzes und den Choraltar zu Ehren der heiligen Elisabeth zu weihen, sei ein Kapellenpatrozinium St. Elisabeth nicht sinnvoll, wiewohl grundsätzlich ein solcher Nebenraum für eine große Gemeinde durchaus zweckmäßig erscheine.¹⁴⁸

Um abzukürzen: Nicht nur hinsichtlich der *firmitas*, auch unter den vielfältigen Aspekten der *utilitas* sprach sich der Gutachter schließlich für die Planung der Langenbergs aus. Bleibt zu fragen, ob sein Urteil hinsichtlich der *venustas* – der architektonischen Form, des Stils, der Schönheit – ähnlich eindeutig und entschieden ausfiel.

Interessanterweise unterscheidet Domkapitular Stoff zwischen der Schönheit der Bauformen einerseits und der historischen Angemessenheit der architektonischen Form- und Typenwahl andererseits: „Überschauen wir die Grund- und Aufrisse allein vom ästhetischen Gesichtspunkte“, schreibt er, trage Beckers Entwurf durch „das schöne Ebenmaß in allen Teilen“ den Sieg davon

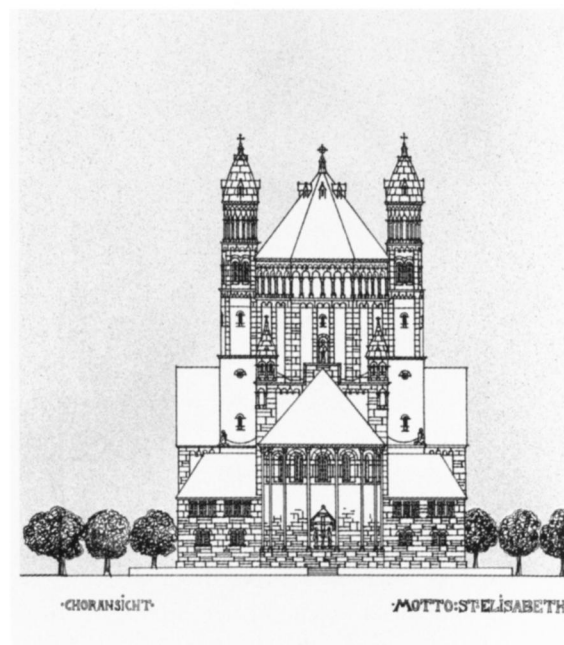


15 Ludwig Becker, Entwurf für den Neubau der Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, Entwurfsvariante mit achteckigem Chorturm (Ansichten)

(Abb. 11–13).¹⁴⁹ Wichtiger noch ist etwas anderes: Sofort falle auf, daß Becker die „Hauptwirkung des Gesamtbildes in die Kuppel gelegt hat“.¹⁵⁰ Nur den Fachleuten erschließe sich jedoch, daß diese Kuppel der Münsterkirche im niederländischen Roermond nachgebildet sei (Abb. 17). Diese Vorbildwahl sei der Übergangsbaukunst, dem Stil des beginnenden 13. Jahrhunderts, durchaus angemessen, und dies gelte für den Stilcharakter von Beckers Entwurf insgesamt.¹⁵¹

Nicht alle Konkurrenzprojekte verdienten ein solches Lob. Schon der von Becker vorgelegte Alternativentwurf enthielt nach Auffassung des Gutachters einige Stilelemente, die den Wettbewerbsbedingungen widersprachen (Abb. 14–16). So nahm der Domherr Anstoß daran, daß die Kuppel am Außenbau als ein achteckiger Chorturm in Erscheinung tritt, an den zwei runde Flankentürme unmittelbar anschließen, wofür es in der Sakralbaukunst der Spätromanik kein Vorbild gebe.¹⁵² Das Motiv der hoch aufsteigenden Dreiturmgruppe sei dem Wormser Dom entnommen (gemeint ist der Westchor), der in seiner Anlage, wie Stoff annahm, 150 Jahre älter sei als die Übergangsbaukunst (Abb. 18).¹⁵³

Auch Greifzu wird dafür kritisiert, daß er sich mit seinen beiden Entwürfen vom Formvorbild der (Spät-)Romanik zu weit entfernt habe. Deutlichstes Beispiel sei die Wandgliederung an den



16 Ludwig Becker, Entwurf für den Neubau der Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, Entwurfsvariante mit achteckigem Chorturm (Detail aus Abb. 15)

Außenmauern der Türme. Bei den Kirchtürmen der Übergangsbaukunst, die nicht mit Strebepfeilern verbunden sind, werden die Ecken des Baukörpers, laut Stoff, normalerweise durch Lisenen verstärkt. Da eine Rahmung der Wandflächen durch Ecklisenen in den Skizzen von Greifzu



17 Roermond, Liebfrauenkirche, Ostseite

nicht gegeben sei, blieben „Auge und plastisches Gefühl unbefriedigt“ (Abb. 3–6).¹⁵⁴ Darüber hinaus moniert das Gutachten, daß der Mainzer Architekt – namentlich in jener Entwurfsvariante, die nur einen Turm in der Hauptfassade des Gebäudes präsentiert – die beiden Chortürme durch

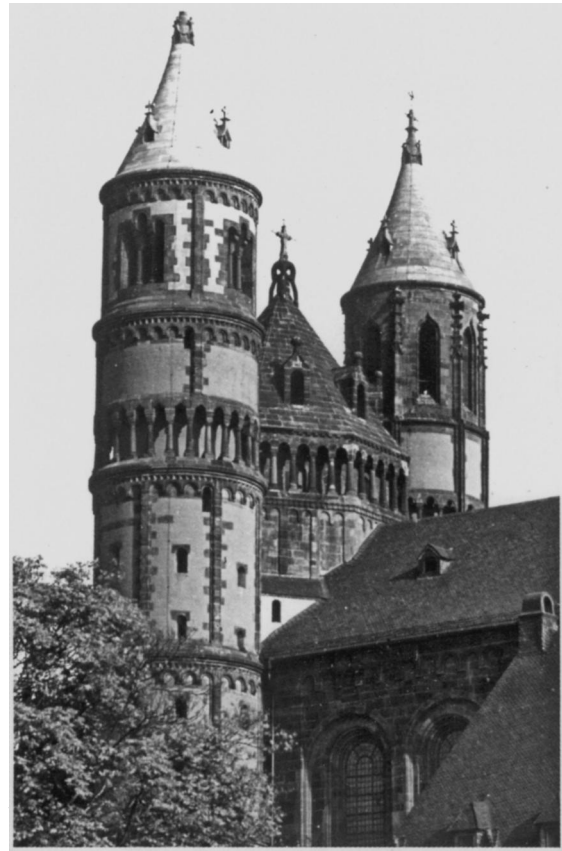
eine hohe riegelartige Mauer verbunden und dadurch dem Chor einen festungsartigen Charakter verliehen habe, der mit dem Übergangsstil unvereinbar sei (es scheine sogar, als habe Greifzu den Festungscharakter noch zusätzlich betonen wollen, indem er die glatte Mauerfläche durch ei-

nige Schießscharten belebte).¹⁵⁵ Diese wehrhafte Schauwand, die an die Stiftskirche St. Cyriakus in Gernrode und vor allem an die Liebfrauenkirche in Maastricht erinnere (Abb. 5–6; vgl. Abb. 19), gehöre, wie die Chorbildung nach wormsischer Manier im Entwurf von Becker, einer früheren Bauperiode an und sei daher als Verstoß gegen das Wettbewerbsprogramm zu werten.

Derartige Verstöße gegen den geforderten Zeitstil kann der Gutachter in den Entwurfszeichnungen der Gebrüder Langenberg nicht entdecken, obgleich diese ästhetisch nicht in jeder Hinsicht überzeugend seien. Man müsse zugeben, daß die Choranlage im Grundriß „nicht so schön ist, wie sie sein könnte“; vor allem „die scharfen Ecken des Chores nach den Schiffen hin“ wirkten unbefriedigend (Abb. 8–9).¹⁵⁶ Außerdem: Was die bauliche Ausstattung des Chorinneren betreffe, so falle der schlichte, fast kunstlose Gestaltungsvorschlag der Langenbergs gegenüber den reichen Chorausbildungen bei Becker und Greifzu ab.¹⁵⁷

Das vergleichende Abwägen führte den Gutachter in ein Entscheidungsdilemma: Während der Entwurf der Gebrüder Langenberg in praktischer Hinsicht Vorzüge habe, zeige Ludwig Beckers Kuppelkirche für das künstlerisch gebildete Auge eine außerordentlich wohlthuende Abmessung der baulichen Verhältnisse.¹⁵⁸ Dennoch gibt der Domkapitular am Ende den Entwürfen der Langenbergs den Vorzug. Warum? Das entscheidende Argument ergibt sich aus der kunstlandschaftlichen Betrachtungsweise: Bezüglich der Außenerscheinung entspreche die Baukonzeption der Langenbergs dem „deutschen Geschmacke“ in höherem Maße als Beckers Kuppelbau-Entwurf.¹⁵⁹ Die Gebrüder Langenberg, liest man, haben „den Typus der deutschen Kuppel des Übergangs“ festgehalten: „Es ist da nichts Gesuchtes, Protzenhaftes, Unmotiviertes, alles erscheint einfach, klar, selbstverständlich“, was man von Beckers Kuppelbau nicht ohne weiteres behaupten könne.¹⁶⁰

In der Summe ergeben die verschiedenen Argumente und Entscheidungsvorschläge ein überraschend widersprüchliches Meinungsbild: Während der Kirchenvorstand Beckers Entwurf mit mächtiger Vierungskuppel bevorzugte, favorisierte der Pfarrer Greifzus Entwurf mit Doppelturmfassade, und der bestellte Gutachter, Domkapitu-



18 Worms, Dom St. Peter, Westchor, Chorturm und Flankentürme von Südosten

lar Stoff, neigte dem fünftürmigen, „praktischen“ und „deutschen“ Entwurf der Gebrüder Langenberg zu, wobei er sogar dessen viertürmige Variante – vermutlich aufgrund seines äußerst positiven Gesamteindrucks von der Architektengemeinschaft aus Kassel – am Ende seines Gutachtens als mögliche Alternative zur Ausführung empfahl.¹⁶¹

Über die unausgesprochenen Motive, die den abweichenden Voten zugrunde liegen könnten, sei hier abschließend ein wenig spekuliert: Leopold Stoff, ein gebürtiger Bonner, könnte die in Kassel ansässigen, aber in Bonn aufgewachsenen Brüder Julius, Theodor und Franz Langenberg persönlich gekannt haben, da er bis zum 31. Mai 1906 das Amt des Stadtpfarrers in Kassel bekleidet hatte.¹⁶² Ferner: Der Vorstand der Marburger Kirchengemeinde dürfte Beckers Kuppelbau aufgrund seiner besonderen städtebaulichen Funktion bzw.



19 Maastricht, Liebfrauenkirche, Westseite

stadtbildlichen Bedeutung favorisiert haben. Wie kein zweiter Entwurf entsprach das Projekt dem vorhandenen Bedürfnis nach einem Repräsentationsbau der Marburger Katholiken, die als Minorität ihre wichtigste Aufgabe in der Selbstbehauptung sahen und sehen mußten.

Wie auch immer: Mit Bezug auf das Gutachten von Leopold Stoff teilte der Fuldaer Generalvikar dem Marburger Pfarrer im Februar 1908 mit, daß die Entwürfe von Greifzu zur Ausführung nicht geeignet seien. Die Behördenerklärung gip-

felt in folgender Empfehlung: „Bezüglich der Pläne von Becker und Langenberg lassen wir dem Kirchenvorstand die Wahl, glauben aber, daß der Langenberg'sche Plan den Vorzug verdient.“¹⁶³

Aus den Akten wird nicht deutlich, für welchen Entwurf man sich in Marburg am Ende ausgesprochen hat. Möglicherweise blieb die Angelegenheit unentschieden. Vielleicht war aufgrund der finanziellen Lage schon damals klar, daß die neue Kirche in einem überschaubaren Zeitraum nicht zu realisieren sein würde.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Hitlerdiktatur zeigte sich binnen kurzem, daß die Neubauabsicht der Marburger Gemeinde ihre Dringlichkeit nicht verloren hatte. Im Gegenteil: Durch den Zustrom von Flüchtlingen katholischer Konfession war die Errichtung einer zweiten katholischen Pfarrkirche wichtiger denn je geworden.¹⁶⁴ Die 40 Jahre alten Pläne aus der versunkenen Kaiserzeit aber hatten ihre Aktualität eingebüßt: Am 10. Mai 1946 teilte Pfarrer Dr. Gregor Nüdling, der im Jahre 1943 die katholische Pfarrstelle in Marburg übernommen hatte, dem Bischöflichen Generalvikariat mit: „Wegen der Bebauung des Grundstückes [Biegenstraße 18] habe ich in den letzten Tagen mit dem Stadtbauamt verhandelt mit folgendem Resultat: Die alten, von Pfarrer Weber bestellten Pläne in romanischem Stil, die in großen Mengen in unserem Archiv vorhanden sind, kommen heute aus finanziellen, materialmäßigen und ästhetischen Gründen nicht in Frage.“¹⁶⁵

Ausblick: Elisabeth von Thüringen als Patronin des Pastoralverbundes Marburg

Am Ende lohnt ein Blick auf Gegenwartsergebnisse. Angesichts des Priestermangels, des Rückgangs der Katholikenzahl und des Wandels der Mobilitätsgewohnheiten ist die Neustrukturierung der amtlichen Seelsorge eine zentrale Gegenwarts- und Zukunftsaufgabe, die viele Bistümer in Deutschland zu bewältigen haben; so ist

es nicht überraschend, daß die Problematik der Diözesanstrukturen seit Jahren überdiözesan diskutiert wird. Im Bistum Fulda verknüpft sich die flächendeckende Implantierung einer neuen Pfarr- und Seelsorgestruktur, die Bischof Heinz Josef Algermissen im Jahr 2002 angestoßen hat, mit dem Schlagwort „pastoraler Prozeß“.¹⁶⁶ Nach dem Willen des Ortsoberhirten soll die Neuordnung der Kirchenstruktur vornehmlich darin bestehen, daß benachbarte Pfarrbezirke zu größeren pastoralen Räumen zusammengeschlossen werden: zu Seelsorgebezirken der verbindlichen Kooperation und des gemeinsamen Handelns rechtlich selbständiger Nachbarpfarreien. In naher Zukunft – bis zum Ende des Jahres 2006 – sollen aus 250 Pfarreien 48 Pfarreienverbünde gebildet werden. In Rahmen dieser territorialen Struktur ist vorgesehen, die Innenstadtpfarreien von Marburg, die Pfarrkuratie Cappel und die Pfarrgemeinde Fronhausen zusammenzuführen. Wenn dieser Pastoralverbund am 3. Dezember 2006, dem ersten Sonntag im Advent, aus der Taufe gehoben wird, erfüllt sich nach einer mehr als hundertjährigen Verzögerung der alte Plan, die heilige Elisabeth zur Patronin einer katholischen Seelsorgeeinheit in Marburg zu machen, denn der Pfarrverbund Marburg wird den Namen „Hl. Elisabeth von Thüringen“ tragen. Indem der Bischof diesen Pastoralverbund im Rahmen eines Gottesdienstes in der Pfarrkirche St. Peter und Paul formell und öffentlich installiert, eröffnet er zugleich von katholischer Seite das Elisabeth-Gedenkjahr 2007.

Anmerkungen

Die hier vorgelegte Studie hätte ohne das liebenswürdige Entgegenkommen von Pfarrer Albert Köchling (Marburg) nicht entstehen können. Dafür sei ihm auch an dieser Stelle gedankt. Darüber hinaus habe ich den Mitarbeitern des Bistumsarchivs Fulda für freundliche Unterstützung und sachkundige Hinweise zu danken. In den Anmerkungen wird folgende Sigle verwendet: DE-Ful3 = Bistumsarchiv Fulda.

- 1 Mit der Planung und Ausführung der Marburger Pfarrkirche St. Peter und Paul wurden die Stuttgarter Architekten Otto Linder und Erwin

Lenz betraut. Nach Abschluß der Bau- und Ausstattungsarbeiten hat die Pfarrgemeinde eine erbaulich orientierte Broschüre publiziert, in der Geschichte und Gestalt der Kirche so knapp als möglich erörtert werden: Gregor Nüdling/A. Zimmer, St. Peter und Paul, Marburg an der Lahn, hg. vom Pfarramt St. Peter und Paul, Marburg o. J. [1960] (14 Seiten). Grundlageninformationen zur Pfarrkirche St. Peter und Paul finden sich auch in einer kleinen Erinnerungsschrift, die Pfarrer Johannes Rützel zum 25jährigen Bestehen der Pfarrei verfaßt und in Kleinstauflage publiziert hat: St. Peter und Paul, Marburg/Lahn. 1952–1977, hg.

- von der Katholischen Kirchengemeinde St. Peter und Paul, Marburg 1977 (28 Seiten). Vgl. Ellen Kemp/Katharina Krause/Ulrich Schütte (Hg.), Marburg. Architekturführer, Petersberg 2002, S. 201.
- 2 Der Kölner Kardinal Josef Frings (1887–1978) war seit 1945 Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenzen, wie sie offiziell hießen, denn jede einzelne Konferenz wurde als in sich abgeschlossen betrachtet. Nach dem Zweiten Weltkrieg war eine Entwicklung eingetreten, die dazu geführt hatte, daß der Vorsitzende der Fuldaer Bischofsversammlungen in der Öffentlichkeit als der Repräsentant des deutschen Episkopats – oder wenn man so will: als der höchste deutsche Bischof – wahrgenommen wurde (vgl. dazu Josef Kardinal Frings, Für die Menschen bestellt. Erinnerungen des Alt-Erzbischofs von Köln, Köln 1973, S. 238). Indem der Kirchenfürst aus Köln mit dem ersten Spatenstich den offiziellen Baubeginn an der Biegenstraße markierte, war die bestimmendste Gestalt des deutschen Nachkriegskatholizismus an der Gründung der Marburger Pfarrkirche St. Peter und Paul beteiligt. Die Marburger Kirchengemeinde wußte sich wahrhaft geehrt.
 - 3 L'Osservatore Romano, Wochenausgabe in italienischer Sprache vom 27. Juni 1959. Der Bericht bezieht sich auf die Konsekration der Kirche am 7. Juni 1959. Konsekrator war der Fuldaer Weihbischof und spätere Fuldaer Diözesanbischof Dr. Adolf Bolte. In der Verwaltung des Bistums unterstand dem Weihbischof, neben anderem, das kirchliche Bauwesen. Siehe Josef Leinweber, Die Fuldaer Äbte und Bischöfe, Frankfurt am Main 1989, S. 183–185. Ferner: Neue Kirchen im Bistum Fulda. 25 Jahre kirchlichen Bauens und Kunstschaffens, hg. von Ludwig Pralle, Fulda 1970.
 - 4 Zur Krypta von St. Peter und Paul siehe Nüdling/Zimmer (wie Anm. 1), S. 12–13.
 - 5 Zu den Elisabethreliquien in Wien: Thomas Franke, Zur Geschichte der Elisabethreliquien im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, in: Sankt Elisabeth. Fürstin, Dienerin, Heilige. Aufsätze, Dokumentation, Katalog. Ausstellung zum 750. Todestag der hl. Elisabeth, hg. von der Philipps-Universität Marburg, Sigmaringen 1981, S. 167–179, hier S. 172. Zum sogenannten Bußgewand der heiligen Elisabeth in Oberwalluf: Die Zeit der Staufer. Geschichte – Kunst – Kultur, Ausst.-Kat., hg. von Christian Väterlein, Stuttgart 1977, Bd. 1, Kat.-Nr. 779; Bd. 2, Abb. 570; Ruth Grönwoldt, Miscellen zur Textilkunst der Stauferzeit, in: Die Zeit der Staufer, Bd. 5: Vorträge und Forschungen, hg. von Reiner Hausscherr und Christian Väterlein, Stuttgart 1979, S. 389–418, hier S. 407–409.
 - 6 Von Anfang an war die Grabeskirche der heiligen Elisabeth als Marienkirche konzipiert worden. Siehe Matthias Werner, Die heilige Elisabeth und die Anfänge des Deutschen Ordens in Marburg, in: Erhart Dettmering/Rudolf Grenz (Hg.), Marburger Geschichte. Rückblick auf die Stadtgeschichte in Einzelbeiträgen, Marburg 1980, S. 121–164, hier S. 153, Anm. 206, S. 159. Vgl. Karl Ernst Demandt, Verfremdung und Wiederkehr der heiligen Elisabeth, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, 22, 1972, S. 112–161, hier S. 131; Hartmut Boockmann, Der Deutsche Orden. Zwölf Kapitel aus seiner Geschichte, München 1981, S. 55.
 - 7 Erhalten haben sich sechs Wettbewerbsbeiträge aus dem Jahr 1907, die in einer Leinwandmappe lose zusammengefügt sind (Marburg, Pfarrarchiv der katholischen Kirchengemeinde St. Peter und Paul). In derselben Mappe werden auch die Wettbewerbsentwürfe aus den fünfziger Jahren aufbewahrt. Im Rand ist die Foliomappe wie folgt beschriftet: „Inhalt: Entwürfe zu St. Peter und Paul, 1907, 1955“.
 - 8 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1 (Marburg, St. Peter und Paul).
 - 9 Biographische Daten nach Dominikus Heller, Verzeichnis der Fuldaer Geistlichen (15.–19. Jahrhundert), Bistumsarchiv Fulda, Maschinenmanuskript, Fulda o. J., nicht paginiert (s. v. Weber, Konrad); ferner: Real-Schematismus des Bistums Fulda, Fulda 1910, S. 250.
 - 10 Seit der Jahrhundertmitte schickte Bischof Christoph Florentius Kött (1848–1873) besonders begabte Studenten des Fuldaer Priesterseminars zur wissenschaftlichen Weiterbildung an das Germanicum in Rom. Es war jene Zeit, als in Rom zahlreiche nationale Kollegien zur Ausbildung von Priestern entstanden. Von da an stieg die Stadt zum internationalen Ausbildungszentrum für katholische Theologen auf. Vgl. Siegfried Weichlein, Konfession und Region. Katholische Milieubildung am Beispiel Fuldas, in: Religion im Kaiserreich. Milieus – Mentalitäten – Krisen, hg. von Olaf Blaschke und Frank-Michael Kuhlemann, Gütersloh 1996, S. 193–232, hier S. 203–204; Dagobert Vonderau, Die Geschichte der Seelsorge im Bistum Fulda zwischen Säkularisation (1803) und Preußenkonkordat (1929), Frankfurt am Main 2001, S. 71, 106–109.
 - 11 Zur damaligen Dekanatsgliederung der Diözese Fulda: Real-Schematismus (wie Anm. 9).
 - 12 Über einen Zeitraum von fast 100 Jahren – seit der Neukonstituierung des Domkapitels im Jahre 1829 – hatte es in Fulda nur vier Ehrendomkapitulare gegeben (Vonderau [wie Anm. 10], S. 89, 519).
 - 13 Sebastian Staudhamer, Der Klerus als Förderer der christlichen Kunst, in: Der Pionier. Monatsblätter für christliche Kunst, praktische Kunst-

- fragen und kirchliches Kunsthandwerk, 1, 1908, Heft 2, S. 9–13, hier S. 10–11.
- 14 Olaf Blaschke, Das 16. Jahrhundert und das 19. Jahrhundert: zwei konfessionelle Zeitalter? Ein Vergleich, in: Angela Giebmeier/Helga Schnabel-Schüle (Hg.), „Das Wichtigste ist der Mensch“. Festschrift für Klaus Gerteis zum 60. Geburtstag, Mainz 2000, S. 117–137; vgl. O. Blaschke, Das 19. Jahrhundert: Ein Zweites Konfessionelles Zeitalter?, in: Geschichte und Gesellschaft, 26, 2000, S. 38–75; O. Blaschke (Hg.), Konfessionen im Konflikt. Deutschland zwischen 1800 und 1970: ein zweites konfessionelles Zeitalter, Göttingen 2002 (neben der üblichen Lagerware enthält der Aufsatzband eine ungewöhnlich anregende Einleitung aus der Feder des Herausgebers). Vgl. dagegen Carsten Kretschmann/Henning Pahl, Ein „Zweites Konfessionelles Zeitalter“? Vom Nutzen und Nachteil einer neuen Epochensignatur, in: Historische Zeitschrift, 276, 2003, S. 369–392. Die Bedeutung von Religion und Konfession für das vermeintlich säkularisierte 19. Jahrhundert betonte bereits Nipperdey in seiner empirisch gehaltvollen Studie zur Religiosität im wilhelminischen Deutschland: Thomas Nipperdey, Religion im Umbruch. Deutschland 1870–1918, München 1988. Vgl. Helmut Walser Smith, German Nationalism and Religious Conflict. Culture, Ideology, Politics, 1870–1914, Princeton 1995; ferner: Hartmut Lehmann, Säkularisierung. Der europäische Sonderweg in Sachen Religion, Göttingen 2004, S. 97.
 - 15 Zu den Anfängen des Elisabethkultes siehe Matthias Werner, Mater Hassiae – Flos Ungariae – Gloria Teutoniae. Politik und Heiligenverehrung im Nachleben der hl. Elisabeth von Thüringen, in: Politik und Heiligenverehrung im Hochmittelalter, hg. von Jürgen Petersohn, Sigmaringen 1994, S. 449–540, hier S. 456, 468–471.
 - 16 Demandt (wie Anm. 6), S. 136–139; Wolfgang Brückner, Zu Heiligenkult und Wallfahrtswesen im 13. Jahrhundert. Einordnungsversuch der volksfrommen Elisabeth-Verehrung in Marburg, in: Ausst.-Kat. Sankt Elisabeth (wie Anm. 5), S. 117–127; Ursula Braasch-Schwersmann, Das Deutschordenshaus Marburg. Wirtschaft und Verwaltung einer spätmittelalterlichen Grundherrschaft, Marburg 1989, S. 245.
 - 17 Zum Schicksal der Elisabeth-Reliquien und zur Inszenierung der Gnadenstätte sind seit dem 19. Jahrhundert zahlreiche Untersuchungen veröffentlicht worden. Es können hier nur einige jüngere Arbeiten angeführt werden: Demandt (wie Anm. 6), S. 143–144; Franke (wie Anm. 5), bes. S. 169–172; Uwe Geese, Reliquienverehrung und Herrschaftsvermittlung. Die mediale Beschaffenheit der Reliquien im frühen Elisabethkult, Darmstadt/Marburg 1984; Andreas Köstler, Die Ausstattung der Marburger Elisabethkirche. Zur Ästhetisierung des Kultraums im Mittelalter, Berlin 1995, Kap. I; Viola Berghaus, Der erzählte Körper. Die Inszenierung der Reliquien Karls des Großen und Elisabeths von Thüringen, Berlin 2005, S. 125–136. Vgl. Alexander Demandt, Vandalismus. Gewalt gegen Kultur, Berlin 1997, S. 76–77.
 - 18 Franke (wie Anm. 5), S. 172–173.
 - 19 Vgl. Hans-Jürgen Scholz, Elisabethforscher von Justi bis Busse-Wilson, in: St. Elisabeth – Kult, Kirche, Konfessionen (700 Jahre Elisabethkirche in Marburg, Kat. 7), bearb. von Uwe Bredehorn, Herwig Gödeke, Ana Maria Mariscotti de Görlitz und Hans-Jürgen Scholz, Marburg 1983, S. 39–41.
 - 20 Ausführlicher dazu Andreas Köstler, Die heilige Elisabeth und Marburg. Streiflichter einer besonderen Beziehung, in: Jörg Jochen Berns (Hg.), Marburg-Bilder. Eine Ansichtssache. Zeugnisse aus fünf Jahrhunderten, 2 Bde., Marburg 1995, Bd. 1, S. 23–48, hier S. 39–45.
 - 21 Im 19. und 20. Jahrhundert haben die Marburger ihre Stadt auch expressis verbis zur „Stadt der heiligen Elisabeth“ erklärt. Siehe Köstler (wie Anm. 20), S. 25.
 - 22 Vgl. bspw. Holger Th. Gräf/Andreas Tacke, „... dem Hessenvolk seinen Philipp, dem evangelischen Deutschland seinen schwertgewaltigen Helden der Reformation“? Ein hessischer Beitrag zur preußisch-deutschen Erinnerungskultur, in: Landgraf Philipp der Großmütige 1504–1567. Hessen im Zentrum der Reform. Begleitband zu einer Ausstellung des Landes Hessen, hg. von Ursula Braasch-Schwersmann, Hans Schneider und Wilhelm Ernst Winterhager, Marburg/Neustadt an der Aisch 2004, S. 169–174.
 - 23 Vorbereitet und begleitet wurde diese neue Form der Elisabethrezeption durch graphische Darstellungen der Stadt Marburg, die nicht mehr, wie es üblich gewesen war, die herrschaftliche Bergstadt mit dem Schloßbezirk im Zentrum thematisierten, sondern die Elisabethkirche – gesehen aus der Lahnaue – als Hauptmotiv präsentierten. Siehe dazu Ulrich Schütte, Marburg, in: Das Bild der Stadt in der Neuzeit. 1400–1800, hg. von Wolfgang Behringer und Bernd Roeck, München 1999, S. 306–311, hier S. 311.
 - 24 Margret Lemberg, Von gesuchter widereinführung des Catholischen Exercitii in Marburg, in: Berns (wie Anm. 20), Bd. 1, S. 293–311, hier S. 294–296.
 - 25 Boockmann (wie Anm. 6), S. 227.
 - 26 Zu den Rekatholisierungsbestrebungen des Ordenshochmeisters Johann Kaspar von Stadien siehe Bernhard Demel, Von der katholischen zur trikonfessionellen Ordensprovinz. Entwick-

- lungslinien in der Personalstruktur der hessischen Deutschordensballei in den Jahren 1526–1680/81, in: Udo Arnold/Heinz Liebing (Hg.), Elisabeth, der Deutsche Orden und ihre Kirche. Festschrift zur 700jährigen Wiederkehr der Weihe der Elisabethkirche Marburg 1983 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 18), Marburg 1983, S. 186–281, hier S. 215–233, 236–241; Lemberg (wie Anm. 24), S. 296.
- 27 Zu den Vertragsverhandlungen der Jahre 1678 bis 1681 und zum Verhandlungsergebnis siehe Demel (wie Anm. 26), S. 261–281.
- 28 Eine umfassende Analyse der Konfessionszugehörigkeit der hessischen Deutschordensritter bietet Demel (wie Anm. 26), S. 186–281.
- 29 Vier Jahre lang (bis 1705) wohnte Damian Hugo von Schönborn als Landkomtur von Hessen überwiegend in Marburg. Die Tatsache, daß er seinen Lebens- und Arbeitsort in der Folgezeit oft wechselte, ist darin begründet, daß er im diplomatischen Dienst des Reiches und in der Kirchenleitung wiederholt neue Aufgaben übernahm und zu hohen Ehren aufstieg. Nur die Höhepunkte seiner Laufbahn können hier in Erinnerung gerufen werden: Im Jahre 1713 empfing er das Kardinals birett aus den Händen von Papst Klemens XI., seine Ernennung zum Bischof von Speyer erfolgte 1720, die Ernennung zum Bischof von Konstanz 1740. Über seine Herkunft und seinen Lebensgang informiert in wünschenswerter Ausführlichkeit Stephan Mauelshagen, Ordensritter – Landesherr – Kirchenfürst. Damian Hugo von Schönborn (1676–1743). Ein Leben im Alten Reich, Ubstadt-Weiher 2001. Vgl. Lemberg (wie Anm. 24), S. 299–307.
- 30 Demel (wie Anm. 26), S. 275–277; Lemberg (wie Anm. 24), S. 299, 303–307.
- 31 Wie sich die römisch-katholische Kirche von der reformatorischen Worttheologie abgesetzt und bewußt als Sakramentskirche behauptet hat, ist Gegenstand zahlreicher konfessionsgeschichtlicher Untersuchungen. Eine knappe Zusammenfassung der neueren Forschung (mit Lit.) bietet der Frühneuzeithistoriker Johannes Burkhardt, Das Reformationsjahrhundert. Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung. 1517–1617, Stuttgart 2002, S. 104–111. Zur Relevanz der Gottesdienstgestaltung im Prozeß der Konfessionsbildung vgl. Susan C. Karant-Nunn, The Reformation of Ritual. An Interpretation of Early Modern Germany, London 1997.
- 32 Lemberg (wie Anm. 24), S. 304–305; Mauelshagen (wie Anm. 29), S. 110–111.
- 33 Demel (wie Anm. 26), S. 277; Hellmut Seier, Elisabethkirche, Deutschordensgut und „Hoffmannsche Angelegenheit“. Marburger Säkularisationsprobleme und ihre bundespolitischen Folgen 1809–1817, in: Udo Arnold/Heinz Liebing (Hg.), Elisabeth, der Deutsche Orden und ihre Kirche. Festschrift zur 700jährigen Wiederkehr der Weihe der Elisabethkirche Marburg 1983, Marburg 1983, S. 282–322, hier S. 288–289; Friedrich Dickmann, „Die gnädigste Concession das Römisch Catholische Religions-Exercitium in Marburg betreffend“ vom 21. Dezember A. D. 1787. Über die Neuanfänge der katholischen Kirche nach der Reformation in der Stadt der heiligen Elisabeth, in: Archiv für mittelhessische Kirchengeschichte, 40, 1988, S. 175–188. Ferner: Kleiner Pfarrführer für die Katholische Kirchengemeinde Marburg-Lahn, hg. von Pfarrer Dr. Gregor Nüdling, Marburg 1950, S. 2–3.
- 34 Über diesen Tatbestand und seine Hintergründe Carl Mirbt, Der Kampf um die Elisabethkirche in Marburg. Ein Beitrag zur Geschichte kirchlicher Simultanverhältnisse, Leipzig 1912, S. 5–6; Dickmann (wie Anm. 33), S. 178.
- 35 Mirbt (wie Anm. 34), S. 6–13; Dickmann (wie Anm. 33), S. 182–184. Literatur zu Pfarrer Dr. Johann Caspar Müller (1749–1810), der an der Philosophischen Fakultät der Philipps-Universität Marburg katholisches Kirchenrecht gelehrt hat, bei Franz Gundlach, Catalogus Professorum Academiae Marburgensis. Die akademischen Lehrer der Philipps-Universität in Marburg von 1527 bis 1910, Marburg 1927, S. 459, Nr. 847.
- 36 Dickmann (wie Anm. 33), S. 183.
- 37 Zum Teilungsbeschluß vom 30. November 1810 siehe Mirbt (wie Anm. 34), S. 14–16; Seier (wie Anm. 33), S. 291–292; Lemberg (wie Anm. 24), S. 308–309. Der Wetzlarer „Dom“ (ehemals Stiftskirche St. Marien) wurde bereits seit dem 16. Jahrhundert als Simultankirche genutzt (siehe Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Hessen, 2. Aufl., bearb. von Magnus Backes, München/Berlin 1982, S. 904).
- 38 Mirbt (wie Anm. 34), S. 17.
- 39 Zur Berufung des Priesters und ehemaligen Benediktinerpaters Leander van Eß als Theologieprofessor an die Philipps-Universität und als Pfarrer an die Marburger Elisabethkirche siehe Carl Mirbt, Die katholisch-theologische Fakultät zu Marburg. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Kirche in Kurhessen und Nassau, Marburg 1905, S. 5–8; Johannes Altenberend, Leander van Eß (1772–1847). Bibelübersetzer und Bibelverbreiter zwischen katholischer Aufklärung und evangelikaler Erweckungsbewegung, Paderborn 2001, S. 116–118.
- 40 Lemberg (wie Anm. 24), S. 310; Altenberend (wie Anm. 39), S. 128–129, 131.
- 41 Siehe dazu die anonym publizierte Schilderung aus der Feder von Karl Wilhelm Justi (1767–1846), der seit 1802 das Amt des Superintendents der

- evangelisch-lutherischen Kirchen der Provinz Oberhessen und seit 1814 das Amt des Oberpfarrers an der Elisabethkirche innehatte: Kurze und getreue Darstellung der zwischen dem katholischen Pfarrer, Professor Leander van Eß und den lutherischen Mitgliedern der St. Elisabeth-Gemeinde zu Marburg vorgefallenen Streitigkeiten, in: *Neue theologische Annalen und theologische Nachrichten. Literarischer Anzeiger*, hg. von Ludwig Wachler, 1815, Bd. 2, S. 367–385. Siehe dagegen Leander van Eß, Erklärung des Professors und katholischen Pfarrers gegen die kurze und (sogenannte) getreue Darstellung der zwischen ihm und den lutherischen Mitgliedern der St. Elisabethgemeinde in Marburg vorgefallenen Streitigkeiten, (von einem anonymen Verfasser) in den theologischen Nachrichten, September- und Octoberheft 1815, in: *Neue theologische Annalen und theologische Nachrichten. Literarischer Anzeiger*, 1816, Bd. 1, S. 229–250. Der evangelische Kirchenhistoriker Carl Mirbt hat den Streit um die konfessionelle Aufteilung der Elisabethkirche in den Grundzügen beschrieben, allerdings aus einer internen Sicht (Mirbt hatte sich 1888 an der Universität Göttingen habilitiert und war seit 1889 Professor für Kirchengeschichte in Marburg). Daß die interne Sicht gewisse Gefahren mit sich bringt, liegt auf der Hand. Es kann daher nicht überraschen, daß Mirbt die Verantwortung für den mehrjährigen Streit allzu einseitig Leander van Eß zugeschrieben hat. Vgl. Mirbt (wie Anm. 34), S. 19–33; Die Elisabethkirche und die Konfessionen, in: *St. Elisabeth – Kult, Kirche, Konfessionen (700 Jahre Elisabethkirche in Marburg, Kat. 7)*, bearb. von Uwe Bredehorn, Herwig Gödeke, Ana Maria Mariscotti de Görlitz und Hans-Jürgen Scholz, Marburg 1983, S. 108–121; Lemberg (wie Anm. 24), S. 309–310; Altenberend (wie Anm. 39), S. 124–139.
- 42 Justi, Kurze und getreue Darstellung (wie Anm. 41), S. 370–373.
- 43 Justi, Kurze und getreue Darstellung (wie Anm. 41), S. 376. Vgl. ebenda, S. 374.
- 44 Die folgenden Zitate nach Mirbt (wie Anm. 34), S. 25.
- 45 Mirbt (wie Anm. 34), S. 30–33; Altenberend (wie Anm. 39), S. 131–136.
- 46 Mirbt (wie Anm. 34), S. 27–28; Altenberend (wie Anm. 39), S. 130–131.
- 47 Justi, Kurze und getreue Darstellung (wie Anm. 41), S. 370; Altenberend (wie Anm. 39), S. 125–126.
- 48 Altenberend (wie Anm. 39), S. 137.
- 49 Zur Beseitigung des Simultaneums siehe Mirbt (wie Anm. 34), S. 34–39.
- 50 Kemp/Krause/Schütte (wie Anm. 1), S. 112. Vgl. Ingeborg Schnack, *Marburg. Bild einer alten Stadt*, Bad Honnef 1961, S. 470.
- 51 Aus der Vielzahl der Quellen will ich hier nur eine Stadtbeschreibung aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts herausgreifen: *Speciale Vorbeschreibung der Stadt Marburg an dem Lehnfluß*, in: *Marburg im Jahre 1776. Eine topographisch-statistische Beschreibung (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur, Bd. 77)*, bearb. von Ulrich Hussong, Marburg 2003, S. 53–153, hier S. 64. Vgl. Heinrich Boucsein, *Réfugiés in der Universitätsstadt Marburg an der Lahn*, in: Jochen Desel/Walter Mogk, *Hugenotten und Waldenser in Hessen-Kassel*, Kassel 1978, S. 314–321, hier S. 314, 317.
- 52 Boucsein (wie Anm. 51), S. 318.
- 53 Dickmann (wie Anm. 33), S. 179.
- 54 1822 hatte Leander van Eß seine Professur und seine Pfarrstelle in Marburg voller Groll aufgegeben. Zu Johann Christian Multer als Mitarbeiter und Nachfolger des Hochschullehrers und Pfarrers van Eß siehe Mirbt (wie Anm. 39), S. 10–14; Gundlach (wie Anm. 35), S. 460–461, Nr. 849; Dickmann (wie Anm. 33), S. 186–187.
- 55 Lemberg (wie Anm. 24), S. 310. Zum schlechten Bauzustand der Kugelkirche vgl. Dickmann (wie Anm. 33), S. 184, 186–188.
- 56 Zur Geschichte und Vorgeschichte des Gerichtsverfahrens siehe Mirbt (wie Anm. 34), S. 39–55.
- 57 Das Urteil des Leipziger Reichsgerichts vom 7. April 1896 bei Mirbt (wie Anm. 34), S. 51–53.
- 58 Im Deutschen Reich nach 1871 – und später auch in der Weimarer Republik – gab es in Deutschland eine protestantische Zwei-Drittel-Mehrheit. Zu Lebenswirklichkeit und Zeitgeschichtserfahrung der katholischen Gemeinden und Verbände in der Kulturkampfzeit siehe unter anderem Klaus Schatz, *Zwischen Säkularisation und Zweitem Vatikanum. Der Weg des deutschen Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1986, S. 134–140; Leif Grane, *Die Kirche im 19. Jahrhundert. Europäische Perspektiven*, Göttingen 1987, S. 201–204. Zur Geschichte des deutschen Katholizismus im Jahrhundert bürgerlicher Modernisierung vgl. allgemein Anton Rauscher (Hg.), *Entwicklungslinien des deutschen Katholizismus*, München/Paderborn/Wien 1973 (darin enthalten: Hubert Jedin, *Kirche und Katholizismus im Deutschland des 19. Jahrhunderts*, S. 71–84; Konrad Repgen, *Entwicklungslinien von Kirche und Katholizismus in historischer Sicht*, S. 11–30; Hans Maier, *Zum Standort des deutschen Katholizismus in Gesellschaft, Staat und Kultur*, S. 40–49). Für das Bistum Fulda vgl. Winfried Jestaedt, *Der Kulturkampf im Fuldaer Land*, Fulda 1960.
- 59 Friedrich Wilhelm Graf, *Die Wiederkehr der Götter. Religion in der modernen Kultur*, München 2004, S. 156–157.

- 60 Vgl. Dickmann (wie Anm. 33), S. 187–188.
- 61 Zu Beginn des 20. Jahrhunderts zählte man in Marburg auf katholischer Seite mehr als 2.000 Pfarrangehörige. Diese Zahl nennt die Diözesanverwaltung für das Jahr 1905: DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 6 (handschriftliche Notiz eines Ordinariatsmitarbeiters auf einem Brief von Pfarrer Weber, 16. Juni 1905). Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert hatten in Marburg nur etwa 150 Katholiken gelebt (Dickmann [wie Anm. 33], S. 179). Vgl. Real-Schematismus (wie Anm. 9), S. 213.
- 62 Zitiert in einem Schreiben aus dem Jahr 1907: DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 20 (Pfarrer Dr. Konrad Weber an den Generalvikar des Bistums Fulda, Brief bezüglich der Planung einer Pfarrkirche St. Elisabeth, 10. März 1907).
- 63 Nachzulesen in der sehr persönlich gehaltenen Chronik der katholischen Gemeinde, die Pfarrer Konrad Weber zu einem unbekannten Zeitpunkt verfaßt und dann kontinuierlich weitergeführt hat (S. 16–18; die Pfarrchronik liegt handschriftlich im Archiv der Marburger Kirchengemeinde St. Johannes vor).
- 64 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 1 (Pfarrer Weber an das Bischöfliche Generalvikariat in Fulda, Brief bezüglich der Planung einer Pfarrkirche St. Elisabeth, 10. Mai 1904).
- 65 Der Beschluß des Kirchenvorstandes der katholischen Pfarrgemeinde zu Marburg vom 10. Mai 1904 hat sich im Bistumsarchiv Fulda in einer handschriftlichen Abschrift vom 18. August 1905 erhalten (Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 8). Den geplanten Grunderwerb illustriert ein laienhaft gezeichneter Lageplan, den Pfarrer Weber zwecks nachträglicher Prüfung dem Bischöflichen Generalvikariat vorlegte: ebd., Bl. 5, Handzeichnung in Bleistift auf Papier, 1905 (?). Die Skizze zeigt die beiden Grundstücke, die laut Beschlußprotokoll in die Endauswahl gekommen waren: Als Alternative zu dem schließlich erworbenen Kirchengelände (Biegenstraße 18) war eines der beiden Eckgrundstücke an der Einmündung der Heusinger- in die Biegenstraße in Betracht gezogen worden.
- 66 Quellen zur Rechtsgeschichte der Stadt Marburg, Bd. 2, bearb. von Friedrich Küch, 2. Aufl. (Nachdruck der Ausgabe Marburg 1931), Marburg 1991, S. 165.
- 67 Zur Geschichte des Biegenviertels siehe unter anderem Ingeborg Leister, Marburg, in: Marburg und Umgebung. Ein landeskundlicher Exkursionsführer, hg. von Wilhelm Lauer, 2. Aufl., Marburg 1967, S. 1–76, hier S. 44; Bernhard vom Brocke, Marburg im Kaiserreich 1866–1918, in: Dettmering/Grenz (wie Anm. 6), S. 367–540, hier S. 384, 396; Elmar Brohl, Das Stadtbauamt 1814–1947, in: Mit Reißzeug und Computer. Zur Einweihung des Weißen Rosses als Stadtbauamt (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur, Bd. 36), Marburg 1992, S. 143–273, hier S. 198–200; Kemp/Krause/Schütte (wie Anm. 1), S. 189, 199. Historische Photographien, die das Baugeschehen im Biegenviertel in preußischer Zeit dokumentieren, finden sich bei Klaus-Peter Müller, Marburg-Nord in alten Ansichten (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur, Bd. 14), Marburg 1984, Abb. 112–119. Vgl. Wolfram Döpp, Der Ausbau der Philipps-Universität, besonders im 19. Jahrhundert, in: Hundert Jahre Geographie in Marburg, Festschrift aus Anlaß der 100-jährigen Wiederkehr der Einrichtung eines Lehrstuhls Geographie in Marburg, des Einzugs des Fachbereichs Geographie in das „Deutsche Haus“ und des 450-jährigen Gründungsjubiläums der Philipps-Universität, Marburg 1977, S. 33–72, hier: Abb. 1 und 2.
- 68 Ab 1897 wurde im Bereich des Biegens die Oberrealschule (die heutige Martin-Luther-Schule) errichtet, ab 1904 dann die Bürgerschule-Nord (die heutige Friedrich-Ebert-Schule). Siehe Bernhard vom Brocke (wie Anm. 67), S. 396–397. Abbildungen bei Kemp/Krause/Schütte (wie Anm. 1), S. 197–198.
- 69 Bernhard vom Brocke (wie Anm. 67), S. 397; Seier (wie Anm. 33), S. 321.
- 70 Dazu Seier (wie Anm. 33), S. 282–322; vgl. Döpp (wie Anm. 67), S. 46.
- 71 Siehe unten: S. 266.
- 72 Am 8. Februar 1905 ließ das Bischöfliche Generalvikariat in Fulda dem Regierungspräsidenten in Kassel die Nachricht zukommen, daß zwischen der katholischen Pfarrgemeinde in Marburg und dem Grundeigentümer Eduard Hoffmann – in vollem Einvernehmen mit dem Bischof – ein vorläufiger Kaufvertrag über ein Grundstück an der Biegenstraße abgeschlossen worden sei (DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 4 [Abschrift einer brieflichen Mitteilung vom 8. Februar 1905]). Nicht sehr viel später stimmte der Regierungspräsident dem Standortvorschlag zu (ebd., Bl. 14 [Antwortschreiben an den Vorsitzenden des katholischen Kirchenvorstandes in Marburg, Abschrift einer regierungsamtlichen Verlautbarung, 25. Februar 1905]).
- 73 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 5.
- 74 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 8 (Beschlüsse des Kirchenvorstandes der katholischen Pfarrgemeinde zu Marburg vom 14. Oktober 1904; Abschrift vom 18. August 1905). In den Jahren 1904 und 1905 lagen die Grundstückspreise im Biegenviertel bei durchschnittlich 22 Mark pro Quadratmeter baureifes Land (vom Brocke [wie Anm. 67], S. 397).

- 75 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 8 (wie Anm. 74).
- 76 Altenberend (wie Anm. 39), S. 138.
- 77 Neuester Problemaufriß: Sybille Carmanns, „... daß die Baukunst wieder christlich und national werden müsse.“ Neugotik in Köln, in: Renaissance der Gotik – Widerstand gegen die Staatsgewalt? Kolloquium zur Kunst der Neugotik, hg. von Ulrike Schubert und Stephan Mann, Goch 2003, S. 77–95, hier S. 87–89.
- 78 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 8 (wie Anm. 74).
- 79 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 2 (Pfarrer Weber an das Bischöfliche Generalvikariat in Fulda, Abschrift eines Schreibens an den Generalvorstand des Bonifatiusvereins in Paderborn, 12. Dezember 1904).
- 80 Der diözesan gegliederte Bonifatiusverein wurde 1849 als „Missionsverein für Deutschland“ ins Leben gerufen. Das Hauptziel des Vereins bestand in der Stärkung der Diasporaseelsorge des Klerus und der mitwirkenden Laien. Diasporahilfe bedeutete damals nicht zuletzt Bauhilfe: Der Bonifatiusverein unterstützte die katholische Kirche in protestantisch geprägten Regionen beim Bau von Kirchen, Kapellen, Pfarrwohnungen, Schulen und Gemeindehäusern. Siehe dazu Hans-Georg Aschoff, Die Diaspora, in: Erwin Gatz (Hg.), Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Die katholische Kirche, Bd. 3: Katholiken in der Minderheit. Diaspora – Ökumenische Bewegung – Missionsgedanke, Freiburg/Basel/Wien 1994, S. 37–142, hier S. 87–92.
- 81 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 6 (Pfarrer Weber an das Bischöfliche Generalvikariat in Fulda, Brief bezüglich der Spendenzusagen verschiedener Diözesanbonifatiusvereine, 16. Juni 1905).
- 82 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 16 (Pfarrer Weber an das Bischöfliche Generalvikariat in Fulda, Bitte um Empfehlungsschreiben für die Bezirksregierung in Kassel und die Diözesanvorstände der Bonifatiusvereine in Köln und Münster, 13. Dezember 1905).
- 83 Vgl. Andreas Tacke, Kirchen für die Diaspora. Christoph Hehls Berliner Bauten und Hochschultätigkeit (1894–1911), Berlin 1993, S. 81.
- 84 Vonderau (wie Anm. 10), S. 333, 341.
- 85 Am 23. Februar 1907 hatte Papst Pius X. die Bischofswahl bestätigt. Wilhelm II., der Kaiser des Deutschen Reiches und König von Preußen, erklärte sein Einverständnis am 11. März. Die Feier der Bischofsweihe fand am 19. März in der Fuldaer Domkirche statt. Siehe Michael Möller, Joseph Damian Schmitt, Bischof von Fulda (1907–1939), in: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte, 49, 1997, S. 211–257, hier S. 221–222.
- 86 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 20–21 (Pfarrer Weber an Generalvikar Johann Wilhelm Arenhold, Brief bezüglich einer bistumsweiten Geldkollekte zugunsten der geplanten Elisabethkirche in Marburg, 10. März 1907). In diesem Schreiben wird der neue Bischof zugleich daran erinnert, daß sein Vorgänger im Bischofsamt, Adalbert Endert, das Marburger Projekt entschieden befürwortet habe: „Es war ein Lieblingsgedanke des hochseligen Bischofs Adalbertus, eine katholische Elisabethenkirche in Marburg entstehen zu sehen.“ Bischof Endert hatte sich in seinem achtjährigen Episkopat um das kirchliche Bauen außerordentliche Verdienste erworben. Nicht weniger als 30 Kirchenkonsekrationen hat er vorgenommen. Dazu ausführlich Michael Oswald, Der Fuldaer Bischof Adalbert Endert (1898–1906), in: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte, 44, 1992, S. 217–245, hier S. 220–222, 224–225, 239–240. In einem Gedenkartikel, der in der Kirchenzeitung des Bistums Fulda erschienen ist, heißt es über Adalbert Endert (Bonifatiusbote. Sonntagsblatt für die Diözese Fulda, 23, 1906, S. 118): „Wohl unter keinem seiner Vorgänger sind so zahlreiche Kirchen neugebaut oder eingeweiht worden als unter ihm [...]. Jeder Kirchenneubau, jede Erweiterung, jede Restauration war für ihn eine Angelegenheit, die ihn bis in alle Einzelheiten interessierte [...]“.
- 87 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 23; vgl. ebenda, Bl. 24 und 25.
- 88 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 43 (Generalvorstand des Bonifatiusvereins zu Paderborn an Pfarrer Weber, Brief bezüglich einer Unterstützung für den Bau der St. Elisabethkirche in Marburg, 6. Mai 1908). Der Generalvorstand vertrat den Bonifatiusverein nach außen, führte die Aufsicht über das Vereinsvermögen und beschloß unter Berücksichtigung der Vorschläge der einzelnen Diözesankomitees die Verteilung der Mittel (Aschoff [wie Anm. 80], S. 88).
- 89 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 26 (Othmar von Ege, Generalvikar der Diözese Rottenburg, an das Bischöfliche Ordinariat in Fulda, Brief bezüglich einer Geldspende für den Neubau der St. Elisabethkirche in Marburg, 1. Februar 1908). Die Rottenburger Hilfgelder in Höhe von 5.000 Mark waren von Bischof Paul Wilhelm von Keppeler (1898–1926) bewilligt worden, der sich mit dem Bistum Fulda, vor allem mit der Bischofsstadt, eng verbunden wußte: Am Tag nach dem verheerenden Turmbrand im Dom, der 1905 im Rahmen der Bonifatius-Jubiläumsfeierlichkeiten (infolge eines Feuerwerks) ausgebrochen war, hatte der Rottenburger Bischof der Bevölkerung in einer bewegten und bewegenden Predigt Trost zugesprochen. Siehe Werner Kathrein, Zur Bonifatiusverehrung in Fulda seit dem 16. Jahrhundert, in: Dieter Wagner/Werner Kathrein/Christof Ohnesorge/Michael Schwab (Hg.), „Der Wahrheit verpflichtet“.

- Bonifatius-Jubiläum 2004, Petersberg 2004, S. 55–66, hier S. 65.
- 90 Überliefert ist das Dokument im Bistumsarchiv Fulda: Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 47–48.
- 91 Einiges über katholische Adressenverlage und ihre Rolle bei der Verschickung von Spendenaufrufen bei Tacke (wie Anm. 83), S. 88–89.
- 92 Eine kurze Nachbemerkung in kleinerem Schriftgrad klärt darüber auf, daß die Briefverschlußmarken in Bogen von 50 und 100 Stück zum Preise von 2 und 4 Mark gegen Voreinsendung des Betrages beim Verlag Aloys Maier in Fulda zu beziehen seien. Firmengeschichtliche Informationen zu diesem Verlag bei Paul Lang, Heinrich Fidelis Müller (1837–1905). *Priester und Komponist*, Petersberg 2005, S. 391–392.
- 93 Die Finanzmisere der Weimarer Zeit spiegelt sich in der entsprechenden Aufstellung des Anlagevermögens: DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 56.
- 94 Als sich die katholische Kirchengemeinde Marburg im Spätsommer 1952 mit einem Spendenaufruf an alle Katholiken im näheren Umkreis wandte, um die seit 50 Jahren geplante katholische Kirche im Biegentviertel endlich errichten zu können, wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die dafür in langen Jahren gesammelten bedeutenden Geldbeträge durch zwei Inflationen vernichtet worden seien: DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 3, Bl. 1 (Aufruf an alle Katholiken in Marburg und Umgebung, Flugblatt, September 1952).
- 95 Zu Endert siehe Oswald (wie Anm. 86); zuletzt Vonderau (wie Anm. 10), S. 75.
- 96 Vgl. Tacke (wie Anm. 83), S. 33. Um die Jahrhundertwende waren Künstlerkonkurrenzen im Sakralbau das Übliche, während sie im Profanbau – auch und gerade bei Staatsbauten – weit weniger üblich waren. Dazu Michael Bringmann, *Studien zur neuromanischen Architektur in Deutschland*, Diss., Heidelberg 1968, S. 278–279.
- 97 Trotz der aus wissenschaftlicher Perspektive schon fast ärgerlichen Kürze der Schilderung enthält sie dem Anschein nach alle wesentlichen Informationen: DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 28 (Pfarrer Weber an das Bischöfliche Generalvikariat, Brief bezüglich der Wettbewerbsprojekte für eine katholische Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, 13. Oktober 1907).
- 98 Es ist merkwürdig, daß August Greifzu in die einschlägigen Speziallexika keine Aufnahme fand. Über Vita und Werk des Architekten ist ohne aufwendige Quellenforschung nur wenig in Erfahrung zu bringen; nicht einmal Geburts- und Todesjahr konnte ich ermitteln. Eine kunsthistorische Würdigung seiner Entwurfstätigkeit existiert – soweit ich sehe – nur hinsichtlich der neuromanischen Kirche St. Paul in Großauheim (Main-Kinzig-Kreis): Bringmann (wie Anm. 96), S. 101–103. Da ein großer Teil der Pfarrgemeinden heute Internettex te mit einer Vielzahl historischer Informationen zur Verfügung stellt, konnte ich durch eine Recherche am Bildschirm, kombiniert mit herkömmlichen Suchmethoden, immerhin acht Kirchenbauten ermitteln, die August Greifzu für das Bistum Mainz konzipiert hat: 1.) Groß-Zimmern (Kr. Darmstadt-Dieburg), St. Bartholomäus, 1903–1904; 2.) Siefersheim (Kr. Alzey-Worms), St. Martin, 1903–1904; 3.) Mainz-Amöneburg, St. Maria Immaculata, 1904–1905; 4.) Wöllstein (Kr. Alzey-Worms), St. Remigius, 1906–1908; 5.) Ginsheim-Gustavsburg (Kr. Groß-Gerau), Herz-Jesu-Kirche, 1907–1908; 6.) Antrifttal-Vockenrod (Vogelsbergkreis), Marienkirche, 1908; 7.) Worms-Horchheim (Kr. Alzey-Worms), Heilig-Kreuz-Kirche, 1908–1910; 8.) Grasellenbach-Hammelbach (Kr. Bergstraße), Heilige Familie, 1911–1914. Darüber hinaus ist die Wallfahrtskapelle auf dem Laurenziberg (Kr. Mainz-Bingen) zu erwähnen, für deren Umgestaltung (1906) August Greifzu verantwortlich zeichnete. Vgl. Georg Dehio, *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Rheinland-Pfalz – Saarland*, 2. Aufl., bearb. von Hans Caspary, Wolfgang Götz und Ekkart Klinge, München/Berlin 1984, S. 549, 956, 1145, 1183, 1187; Franz Stark, *Geschichte der katholischen Kirchengemeinde und der Kirche in Hammelbach, Lorsch* 1996, S. 44–45, 49; Jürgen Nikolay (Hg.), *Mainzer Kirchenführer. Entdeckungen in katholischen Kirchen in und um Mainz, Ingelheim* 2004, S. 98–99. Nicht zugänglich war mir die unpublizierte Magisterarbeit von Christine Dirigo, *St. Peter in Herrnsheim. Gesamtdarstellung der beiden Umbauphasen 1878/79 und 1904/05 unter Berücksichtigung der Arbeiten des Architekten August Greifzu und des Kirchenmalers Fritz Muth*, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg (nachgewiesen in: *Kunstchronik*, 50, 1997, S. 457).
- 99 Siehe Bringmann (wie Anm. 96), S. 102.
- 100 Beckers Lebenswerk umfaßt die Arbeit an über 300 Kirchen, die er restauriert, erweitert oder neu errichtet hat. An bedeutenden Neubauten schuf er unter anderem die Herz-Jesu-Kirche in Koblenz, die Elisabethkirche in Bonn, die Peterskirche in Heppenheim („Dom der Bergstraße“), die Marienkirchen in Offenbach, Düsseldorf und Bad Homburg, die katholische Garnisonkirche St. Mauritius in Straßburg und die Martinskirche in Chicago (Illinois). Im Jahre 1909 wurde Ludwig Becker das Amt des Dombaumeisters in Mainz übertragen, eine Stellung, die er bis zu seinem Tode (1940) innehatte. Siehe Johannes Sartorius, *Dombaumeister Professor Ludwig Becker in Mainz*, in: *Jahrbuch für das Bistum Mainz*, 4, 1949, S. 68–82. Weiterführende Literatur: Bring-

- mann (wie Anm. 96), S. 60–104; Michael Bringmann, Der Architekt Ludwig Becker (1855–1940) als Mainzer Dombaumeister – ein Stein des Anstoßes?, in: Kunst und Kultur am Mittelrhein. Festschrift für Fritz Arens zum 70. Geburtstag, hg. von Joachim Glatz und Norbert Suhr, Worms 1982, S. 191–206; ders., Art. Becker, Ludwig, in: Allgemeines Künstlerlexikon. Die bildenden Künstler aller Zeiten und Völker, Bd. 8, München/Leipzig 1994, S. 171–172.
- 101 Vgl. Bringmann (wie Anm. 96), S. 65–67; Bringmann (wie Anm. 100), S. 197 (in: Festschrift Arens).
- 102 Die diesbezügliche Literatur ist relativ dünn: Udo Liessem, Die Herz-Jesu-Kirche in Koblenz (Große Baudenkmäler, H. 317), München/Berlin 1979; Herbert Dellwing/Udo Liessem, Kulturdenkmäler in Rheinland-Pfalz, Bd. 3.1: Stadt Koblenz. Südliche Vorstadt und Oberwerth (Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland), hg. vom Landesamt für Denkmalpflege, Düsseldorf 1986, S. 32–34.
- 103 Hermann Wielers hatte damals – 1906 – schon mindestens neun katholische Gotteshäuser in Bochum errichtet, unter anderem die Josephskirche an der Stühmeyerstraße (1891–1892) und die Antoniuskirche im Griesenbruch (1901–1902). Zu Wielers Kirchenbauten siehe Bernhard Kerber, Bochums Bauten 1860–1940, Bochum 1982, S. 136–137; Rüdiger Jordan, Sakrale Baukunst in Bochum, hg. von Christel Darmstadt, Bochum 2003, S. 28–29, 36–37, 44, 50, 64–66, 71–72, 90–91, 102, 138, 200, 247; Frank Roesler, Bauten von Hermann Wielers in Bochum, in: ders., Online-Architekturführer Ruhrgebiet [12.06.2006], URL: <<http://www.ruhr-bauten.de/bochum-hwielers.html>>.
- 104 Siehe dazu die höchst informative, allerdings familiengeschichtlich orientierte Untersuchung von Julius Langenberg, Vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Die Steinmetz- und Baumeisterfamilie Langenberg, Bonn 2002, S. 80–90 [11.05.2006], URL: <<http://home.arcor.de/stefan.langenberg/chronik/langenberg.pdf>>.
- 105 Langenberg (wie Anm. 104), S. 55, 80.
- 106 Vgl. Langenberg (wie Anm. 104), S. 82–83.
- 107 Vgl. Albrecht Mann, Die Neuromanik. Eine rheinische Komponente im Historismus des 19. Jahrhunderts, Köln 1966, S. 143–154.
- 108 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 29 (wie Anm. 97).
- 109 Vgl. die entsprechende Rechtsvorschrift im Codex Iuris Canonici von 1917 (= CIC/1917), c. 1162 § 1. Im CIC/1983 findet sich diese traditionsreiche Rechtsnorm in fast identischem Wortlaut: c. 1215 § 1.
- 110 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 28 (wie Anm. 97).
- 111 Vgl. Klaus Niehr, Gotikbilder – Gotiktheorien. Studien zur Wahrnehmung und Erforschung mittelalterlicher Architektur in Deutschland zwischen ca. 1750 und 1850, Berlin 1999, S. 187–193.
- 112 Ludovic Vitet, L'église Saint-Cunibert à Cologne [1830], in: ders., Etudes sur les beaux-arts, Bd. 2, Paris 1846, S. 26–35. Vgl. Bruno Klein, Rheinromantik und Kunstgeschichte. Ein französischer Bericht von 1830 über St. Kunibert in Köln, in: Rheinische Heimatpflege, N. F., 21, 1984, S. 84–88, bes. S. 85; Niehr (wie Anm. 111), S. 189.
- 113 Bspw. Heinrich Hübsch, Die Architectur und ihr Verhältniß zur heutigen Malerei und Sculptur, Stuttgart und Tübingen 1847, S. 78–87; weitere Belege bei Niehr (wie Anm. 111), S. 190–191. Vgl. die beispielhafte Position von Ernst Polaczek, Der Übergangsstil im Elsass. Ein Beitrag zur Baugeschichte des Mittelalters, Straßburg 1894, S. 77: „In Wahrheit freilich findet kein Übergang vom romanischen zum gotischen Stil statt; die Gotik tritt vielmehr mit der Plötzlichkeit manches Naturereignisses auf.“
- 114 Freilich: In der neoromanischen Sakralarchitektur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts ist vielerorts zu beobachten, daß der Übergangsstil sehr frei interpretiert und primär als eine Mischung romanischer und gotischer Ornamentik gedeutet werden konnte. Zur Rolle, die der stilkombinatorisch begriffene Übergangsstil in der damaligen Bauproduktion spielte, siehe bspw. Inge Scheidl, Schöner Schein und Experiment. Katholischer Kirchenbau im Wien der Jahrhundertwende, Wien/Köln/Weimar 2003, S. 263.
- 115 Vgl. etwa den vielgelesenen „Katechismus der Baustile“: Eduard Freiherr von Sacken, Die Baustile. Lehre der architektonischen Stilarten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, neu bearbeitet und vervollständigt von Regierungsbaumeister O. Gruner, 16. Aufl., Leipzig 1906 (zuerst 1873), S. 130–132. Vgl. Klaus Jan Philipp, Gänsemarsch der Stile. Skizzen zur Geschichte der Architekturgeschichtsschreibung, Stuttgart 1998, S. 13–16.
- 116 Dieter Großmann, Bau- und Kunstgeschichte der Stadt Marburg – ein Überblick, in: Dettmering/Grenz (wie Anm. 6), S. 775–880, hier S. 843–854. Vgl. Hermann Bauer, St. Elisabeth und die Elisabethkirche zu Marburg, Marburg 1964, S. 156–157.
- 117 Großmann (wie Anm. 116), S. 838 (Abb. 69), S. 854. Zur Verwendung des romanischen Stils in der Synagogenarchitektur vgl. Harold Hammer-Schenk, Untersuchungen zum Synagogenbau in Deutschland von der ersten Emanzipation bis zur

- gesetzlichen Gleichberechtigung der Juden (1800–1871), Diss., Tübingen 1974, S. 169–173, 226–259, 272–277, 294–296.
- 118 Kemp/Krause/Schütte (wie Anm. 1), S. 217.
- 119 Großmann (wie Anm. 116), S. 858–860.
- 120 Kemp/Krause/Schütte (wie Anm. 1), S. 132–137, 185.
- 121 Siehe bspw. Adolf Smitmans, Die christliche Malerei im Ausgang des 19. Jahrhunderts – Theorie und Kritik. Eine Untersuchung der deutschsprachigen Periodica für christliche Kunst 1870–1914, Sankt Augustin 1980, S. 46–80. Zu den Stufen der Gotikrezeption im repräsentativen Kirchenbau des 19. Jahrhunderts vgl. Harold Hammer-Schenk, Art. Kirchenbau/IV. 19. und frühes 20. Jahrhundert, in: Theologische Realenzyklopädie, hg. von Gerhard Müller, Bd. 18, Berlin/New York 1989, S. 498–514, hier S. 504–506.
- 122 Kirchlicher Anzeiger für die Erzdiözese Köln, 52, 1912, Nr. 4, Erlaß 31. Siehe Willy Weyres/Albrecht Mann, Handbuch zur rheinischen Baukunst des 19. Jahrhunderts. 1800 bis 1880, Köln 1968, S. 16–17; Barbara Kahle, Deutsche Kirchenbaukunst des 20. Jahrhunderts, Darmstadt 1990, S. 24–25; Holger Brülls, Neue Dome. Wiederaufnahme romanischer Bauformen und antimoderne Kulturkritik im Kirchenbau der Weimarer Republik und der NS-Zeit, Berlin/München 1994, S. 25–27. Vgl. Wolfgang Pehnt, Deutsche Architektur seit 1900, Ludwigsburg/München 2005, S. 107.
- 123 Brülls (wie Anm. 122). Vgl. Arnold Angenendt, Liturgik und Historik. Gab es eine organische Liturgie-Entwicklung?, 2. Aufl., Freiburg im Breisgau/Basel/Wien 2001, S. 66–67.
- 124 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 28 (wie Anm. 97).
- 125 Zu den neustaufischen Staatsbauten der Kaiserzeit vgl. Bringmann (wie Anm. 96), S. 51–57; Michael Bringmann, Gedanken zur Wiederaufnahme staufischer Bauformen im späten 19. Jahrhundert, in: Die Zeit der Stauer, Bd. 5: Vorträge und Forschungen, hg. von Reiner Haussherr und Christian Väterlein, Stuttgart 1979, S. 581–620; Vera Frowein-Ziroff, Die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche. Entstehung und Bedeutung, Berlin 1982, S. 44–46; Godehard Hoffmann, Architektur für die Nation? Der Reichstag und die Staatsbauten des Deutschen Kaiserreichs 1871–1918, Köln 2000, S. 216–238. Zur Vereinnahmung romanischer Architektur als Gegengewicht zum Gotischen und als deutsche Nationalkunst vor der Reichsgründung siehe Klaus Niehr, Widerstand und Anpassung. Mittelalterliche Architektur als nationale Kunst zwischen Dombaufest und Reichsgründung, in: Renaissance der Gotik – Widerstand gegen die Staatsgewalt? Kolloquium zur Kunst der Neugotik, hg. von Ulrike Schubert und Stephan Mann, Goch 2003, S. 7–28, hier S. 18–22.
- 126 Es gehört zu den Eigentümlichkeiten des neumanischen Stils, daß er – im Unterschied zum neugotischen – nicht nur mittelalterliche Bedeutungsfacetten in sich birgt, sondern an die Sphäre des Frühchristlichen und des Byzantinischen erinnert und somit eine apostolisch-ursprungsnahe Dimension hat und daher auch für Protestanten in starkem Maße interessant war; auch die Idee einer überkonfessionellen Einheit konnte in diesem Stil anschaulich werden. Aus der Fülle der Literatur verweise ich nur auf Kathleen Curran, The Romanesque Revival. Religion, Politics, and Transnational Exchange, University Park 2003, bes. S. 123–178.
- 127 Vgl. Richard Krautheimer, Introduction to an Iconography of Medieval Architecture, in: ders., Studies in Early Christian, Medieval, and Renaissance Art, New York 1969, S. 115–150 (zuerst in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes, 5, 1942, S. 1–33); dt.: Einführung zu einer Ikonographie der mittelalterlichen Architektur, in: R. Krautheimer, Ausgewählte Aufsätze zur europäischen Kunstgeschichte, Köln 1988, S. 142–197, hier S. 159–160; Günter Bandmann, Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger, Berlin 1951, S. 48–49.
- 128 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 28 (wie Anm. 97).
- 129 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 29 (wie Anm. 97). Zum Vergleich: Einer volkreichen Territorialgemeinde sei mit 650 Sitz- und Knieplätzen zu genügen, meinte Friedrich Schneider (Unsere Pfarrkirchen und das Bedürfnis der Zeit, in: Zeitschrift für christliche Kunst, 1, 1888, Sp. 153–164, hier Sp. 155).
- 130 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 29 (wie Anm. 97).
- 131 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 29 (wie Anm. 97).
- 132 Die vorherigen Stationen seines pastoralen Wirkens waren Montabaur, Wiesbaden, Kiedrich, Eberbach und Kassel. Zu den Lebens- und Karrieredaten des gebürtigen Bonners siehe u. a. Real-Schematismus (wie Anm. 9), S. 248–249; Heller (wie Anm. 9), nicht paginiert (s. v. Stoff, Leopold Matthias Elias); Möller (wie Anm. 85), S. 220–221, Anm. 53. Für ein Charakterbild siehe Karl A. Leimbach, Priesterfreunde auf meinem Lebenswege. Ein Beitrag zur Fuldaer Diözesangeschichte, Fulda 1940, S. 69–72.
- 133 DE-Ful3, Cb-08-0810-03, Fasz. 1, Bl. 70 (Generalvikar Johann Wilhelm Arenhold an das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg, Brief bezüglich der Organisation des kirchlichen Bauwesens im Bistum Fulda, 14. November 1919).
- 134 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 31–38 (Domkapitular Leopold Stoff, Begutachtung der Entwürfe für eine neue katholische Kirche in Mar-

- burg a. L., ohne Datum [Ende 1907/Anfang 1908]). Im folgenden beziehen sich die Zitatbelege auf die Seitenzählung des Gutachtens, nicht auf die Blattzählung des Faszikels.
- 135 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 30 (Generalvikar Dr. Johann Wilhelm Arenhold an Pfarrer Weber, Brief bezüglich der Wettbewerbsprojekte für eine katholische Pfarrkirche St. Elisabeth in Marburg, 17. Februar 1908).
 - 136 Begutachtung (wie Anm. 134), S. V.
 - 137 Begutachtung (wie Anm. 134), S. III.
 - 138 Begutachtung (wie Anm. 134), S. XII.
 - 139 Begutachtung (wie Anm. 134), S. XIII.
 - 140 Begutachtung (wie Anm. 134), S. V (vgl. ebenda, S. XII).
 - 141 Vgl. Bringmann (wie Anm. 125), S. 581 (in: *Die Zeit der Stauer*).
 - 142 Begutachtung (wie Anm. 134), S. V.
 - 143 Begutachtung (wie Anm. 134), S. III.
 - 144 Begutachtung (wie Anm. 134), S. III.
 - 145 Zur Taufliturgie der römischen Kirche siehe Joseph Braun, *Liturgisches Handlexikon*, 2. Aufl., Regensburg 1924, S. 340–342, hier S. 340; vgl. Aimé-Georges Martimort (Hg.), *Handbuch der Liturgiewissenschaft*, Bd. 2, Freiburg im Breisgau/Basel/Wien 1965, S. 47–84.
 - 146 Begutachtung (wie Anm. 134), S. III.
 - 147 Begutachtung (wie Anm. 134), S. III, X.
 - 148 Begutachtung (wie Anm. 134), S. V.
 - 149 Begutachtung (wie Anm. 134), S. IV.
 - 150 Begutachtung (wie Anm. 134), S. IX.
 - 151 Begutachtung (wie Anm. 134), S. XI.
 - 152 Begutachtung (wie Anm. 134), S. XI.
 - 153 Zur Datierungsproblematik vgl. etwa Dethard von Winterfeld, *Die Kaiserdome Speyer, Mainz, Worms und ihr romanisches Umland*, Würzburg 1993, S. 168–170.
 - 154 Begutachtung (wie Anm. 134), S. X.
 - 155 Begutachtung (wie Anm. 134), S. XI–XII.
 - 156 Begutachtung (wie Anm. 134), S. V.
 - 157 Begutachtung (wie Anm. 134), S. VI.
 - 158 Begutachtung (wie Anm. 134), S. XIII.
 - 159 Begutachtung (wie Anm. 134), S. XIII.
 - 160 Begutachtung (wie Anm. 134), S. XIII.
 - 161 Begutachtung (wie Anm. 134), S. XIV.
 - 162 Siehe oben: Anm. 132.
 - 163 DE-Ful3, Cc-MAP-01, Fasz. 1, Bl. 30 (wie Anm. 135).
 - 164 Pfarrführer (wie Anm. 33), S. 4; vgl. Erwin Gatz, *Bistum Fulda* (Kirchenprovinz Freiburg, seit 1930 Paderborn), in: Erwin Gatz (Hg.), *Die Bistümer der deutschsprachigen Länder von der Säkularisation bis zur Gegenwart*, Freiburg/Basel/Wien 2005, S. 287–299, hier S. 295.
 - 165 DE-Ful3, Cc-MAJ-01, Fasz. 4 (Marburg, St. Johannes), Bl. 35 (Pfarrer Dr. Nüdling an das Bischöfliche Generalvikariat in Fulda, Brief bezüglich einer neu zu errichtenden katholischen Pfarrkirche in Marburg, 10. Mai 1946).
 - 166 Heinz Josef Algermissen, *Pastoraler Prozess im Bistum Fulda*. Hirtenwort des Bischofs von Fulda zum 1. Advent 2002, hg. vom Seelsorgeamt des Bischöflichen Generalvikariats Fulda, Fulda 2003; Gerhard Stanke, *Bonifatius und der pastorale Prozess*, in: Wagner/Kathrein/Ohnesorge/Schwab (wie Anm. 89), S. 188–192.

Abbildungsnachweis

Marburg, Bildarchiv Foto Marburg: 1, 3–18
 Marburg, Marcus Kiefer: 2